C-16-1

It. sing. 504 mc (1.

<36636925530015

<36636925530015

Bayer. Staatsbibliothek

Reisen

in

Schottland,

von

J. G. Kohl.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erster Theil.

The Thames flows proudly to the sea,
Where royal cities stately stand;
But sweeter flows the Forth to me,
Where Bruce once had high command.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1844.

FGB
Gb. 44/3175

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Es giebt in unserem europäischen Länder- und Völkerbunde mehre Reiche und Nationen, die, obwohl klein, sich doch eines großen und weit verbreiteten Rufes erfreuen.

Wie die Schweiz, wie Holland, so gehört auch Schottland zu dieser Länderclasse. Es hat dieses merkwürdige Ländchen kaum so viel Ausdehnung, wie eine Provinz von Skandinavien oder Rußland, und hatte vor dem 18. Jahrhunderte zu keiner Zeit schwerlich viel mehr als eine Million Einwohner*). Man kann zu allen Epochen der Geschichte mehre einzelne

*) Im Jahre 1707 hatte es 1,050,000 Einwohner.

Städte finden, die so viele Bürger in ihren Mauern einschlossen.

Und selbst auch in unserer menschenwimmelnden Neuzeit beläuft sich die ganze Anzahl des schottischen Volkes — alle guten Leutchen auf den sämmtlichen hebridischen und orkadischen Inseln, alle Hoch- und Niederländer, die in den Thälern und auf den Bergen der Highlands und in den Ebenen und hundert Städten der Lowlands wohnen und hausen, eingerechnet — auf eine nicht viel höhere Summe, als die Bewohnerschaft von Grosvenorsquare, Fleetstreet, Smithfieldmarket und den übrigen Straßen und Plätzen Londons, die man von der St. Paulskirche herab mit einem einzigen Blicke übersieht*).

Nichtsdestoweniger, wie weit geht der Ruhm und Einfluß dieser Nation! Wie hochgepriesen sind die Schönheiten dieses Landes! Wie zahlreich die großen Dichter, die Kriegshelden, die Könige, die Staatsmänner, die es erzeugte, von den Zeiten

*) London hat nahe an 2 Millionen Einwohner und Schottland etwa 2½ Millionen.

der Ossianischen Heroen, die dem römischen Reiche Gränzen setzten, bis zu denen des Robert Bruce und der von unserem Schiller verherrlichten schönen Königin Schottlands und bis zu unseren Tagen herab!

Auch in diesen unseren Tagen selbst steht Schottland wieder bewundernswürdig da und zieht alle Augen auf sich. Seit seiner Vereinigung mit England hat es sich mit Energie und Eifer in die ihm dadurch eröffneten Bahnen der Cultur und der Weltherrschaft geworfen und bietet seinen alten Nebenbuhlern, die es sonst Jahrhunderte lang in blutigen Kriegen bekämpfte, jetzt in vielen Zweigen der friedlichen Beschäftigungen die Spitze. Seine Städte wetteifern mit den britischen in Handel und Industrie. Sein Einfluß in den englischen Colonieen ist groß. Ein verhältnißmäßig sehr großer Theil der klaren denkenden Köpfe und der literarischen Talente Großbritanniens kommt aus Schottland. Die Volkserziehung im Lande hat sich auf eine höhere Stufe geschwungen als in England. Im Acker- und Gartenbau stehen die schottischen Farmers eben so an der Spitze wie die schottischen Schullehrer. Und die Natur des Landes selbst schmückt

und verschönert sich täglich mehr und mehr unter den Händen seiner Bewohner, welche Wälder anpflanzen, wüste Striche bebauen, öde Thäler mit Gärten und Palästen füllen.

Eine Reise durch ein solches an Erinnerung der Vergangenheit und an Spuren einer schöpferischen Gegenwart reiches Land kann nicht anders als ein mannigfaltiges Interesse gewähren, und sollte es auch nur eine so kurze und flüchtige Reise sein, wie sie mir im Herbste des Jahres 1842 vergönnt war, und wie ich sie in den folgenden Blättern dem deutschen Leser zu schildern versucht habe und hiermit zu überreichen und zu empfehlen wage.

Dresden im Januar 1844.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Der Clyde. 1

Die Cottonlords. — Geologische Structur Schottlands. — Beleuchtung der Küsten. — Die Leuchtthürme von Schottland. — Erster Anblick des Landes. — Dumbarton. — Henry Bell's Monument. — Verbesserung der Schifffahrt auf dem Clyde. — Buoys. — Flußmeilenzeiger. — Biggins. — Parches. — Abnahme der Flußdampfschifffahrt.

II. Glasgow. 10

Tennant's Stalk. — Das Manufacturwaarenlager der Gebrüder Campbell. — Die Tartans. — Bedeutung der Clanfarben. — Die Clan-Tartans. — Die Fancy-Tartans. — Moravian point. — Umsatz der Campbells. — Wie man in Glasgow reich wird. — Die Nekropolis von Glasgow. — Die Kathedrale daselbst. — Gebäude in griechischem Style. — Glasgows Wachsthum. — Glasgow und Edinburgh. — Irländer in Glasgow. — Glasgow am Sonnabende und am Sonntage. — Presbyterianische Prediger. — Die Universität. — Das Hun-

Seite

ter'sche Museum. — James Watt und seine Statue im Hunter'schen Museum. — Die „Principals.“ — Der Lord=Rector. — „A changing body.“ — „Glasguana“ oder „Glasguensis.“ — Die Disciplin der Studenten. — The professor of humanity. — Alte und neue Stühle. — The Presbyterian college of Ireland. — The Westend. — „The moneyed people.“ — Port Dundas. — Glen-more-na-Albin.

III. Von Glasgow nach Edinburgh. 36

Die Secrets von Glasgow. — Der Schwerpunkt Schottlands. — „Berlin bei Nacht.“ — Dunkle Fahrt.

IV. Edinburgh. 40

Die Minibus. — Edinburgh — das Athen des Nordens. — Edinburghs Situation. — Der Schloßberg. — Altstadt und Neustadt. — Highstreet und Georgestreet. — Die Salisbury-Craggs mit Arthur's seat. — Der Calton-Hill. — Plan von Edinburgh. — Malerische Lage der Stadt. — „The Auld Reeky.“ — Edinburgh bei Abend. — Armuth in Edinburgh. — Die Closes. — Unreinlichkeit der Closes. — Gefährlichkeit derselben. — Anstrengung zu Verbesserung derselben. — Die Reichen und die Closes. — Die Irländer in Edinburgh. — Die schottischen Kroninsignien und ihr Schicksal. — Die englischen Stadt=Castles. — Die „Lobsters.“ — Die Advocaten in Edinburgh. — Die Advocatenbibliothek. — Die Bibliotheksäle. — Audubon's Prachtwerk über amerikanische Vögel. — Der „alte Talbooth.“ — Die Gebrüder Chambers und ihr Etablissement. — A million of facts. — John Knox und sein Haus. — Holyrood=house. — Königlicher Haushalt in Holyrood. — Geschichte von Holyrood. — Mary Queen of Scotland und Schiller. — Mary's Schlafcabinet. — Rizzio's

Seite

Ermordung. — Portraits der schottischen Könige. — Stuarts und Bourbons. — Portraits englischer Damen. — Die Capelle von Holyrood. — Die beregneten Königschädel. — Historische Ordnung.

V. Der Forth. 89

Die Fischerweiber von Newhaven. — Fischerorte. — Mündung des Frith von Forth. — Die verschlagenen Königshäupter. — Das Kloster auf Inch-Colme. — Die Grafschaft Fife. — Der Frith von Forth und der Frith von Clyde. — Italiener in England und Schottland. — Ein Hochflieger. — Die Kirk Schottlands. — Die schottischen Presbyterianer. — Die Macht der Schlüssel und die Gewalt des Schwertes. — Das Patronatsrecht. — Autipatronage-societies. — Der Court of Session und die General Assembly. — Die Claim of rights. — Laien und Cleriker. — Genf — das Zion der Presbyterianer. — Weitere Fahrt auf dem Forth. — „Men like variety.“

VI. Stirling. 112

Die Berge bei Stirling. — Alte Paläste. — Aussicht von Stirling-Castle. — Das Parliamentshaus. — Der Palast James V. — Knox's pulpit. — Das Douglas-room. — Unterthanenmord. — James II. — Schottische Nationaltracht. — Der schottische Kilt und die römische Chlamys. — Die schottischen Sansculotten. — Kriegsdudelsäcke. — Die königlichen Gärten. — Die Links des Forth. — Gestörte Lust.

VII. Drummond-Castle. 127

Das Thal Strathmore. — Die Ehrenpforte im römischen Lager. — Die Mutter der Kaiserin von Marocco.

Seite

— Ein Dorfschulmeister. — Unzufriedenheit der schottischen Dorfschulmeister. — Die schottischen und die deutschen Dorfschullehrer. — Die Volkserziehung in Schottland. — Die gälische Sprache im Kampfe mit der englischen. — Verfall der gälischen Sprache. — Einführung der Schafzucht und Vertreibung der Hüttenbewohner. — Die Aufhebung der Clans. — Reste der Clans. — Der Clan Drummond. — Entstehung der Clans. — Die Gier der Campbells, der Zorn der Drummonds, der Stolz der Grahams und der Sturm der Murrays. — Schottisches Frühstück. — „He is before the Presbytery." — Die Intrusionists und Nonintrusionists. — Der „Ettrik-Shepherd." — Die Colies. — Königin Victoria auf Drummond-Castle. — Deerstalking. — Wappen der Drummonds. — Dunsinnan hill. — Strath und Glen. — Strathmore und Glenmore. — Die englische Gartenkunst. — Der Park von Drummond-Castle. — Englische Blumenzucht. — Orangen, Lorbeer und Heidearten. — Der Rasen und die Tannen des Parks. — Die schottischen Gärtner. — Die schottische Schnupftabacksdose. . . . .

VIII. Crieff. 156

Der Dichter Mallet. — Verschiedene Arten, den Plaid umzunehmen. — Shepherd's tartan. — „The land of the mountains and the flood." — Der Tay. — Durchbrüche des Tay.

IX. Perth. 162

„Perth is rather a highland town." — „The fair city." — Scone. — Die Inches von Perth. — „Get up an excitement." — Die Nord-Inch. — Schottische Buben und der Neger Bob. — Schottische Sprachformen. — „Bonny." — Die Süd-Inch. — Deutsche im

Seite

Kampfe gegen die Celten in England. — Die schottischen Horatier und Curiatier. — Der Clans-Geist. — Das Curling. — Die Curlingbahn. — Curling-ponds. — Die Curlingclubs. — Die nordamerikanischen Curlers. — Die Curling-songs. — Die Golfer. — Verbot des Golfspiels. — Die Bälle dazu. — Die Colbes. — Regeln und Gewohnheiten beim Golfspiel. — Die leading men. — Ein schwieriger Fall. — Eifer eines Golfers. — Die Goldschmiede zu Perth. — Die Cairngorms. — Die Highland-Brooches. — Prince Charlie. — „Highland-Dirks" und „Snuff-mulls." — Die Alte, die Schöne, die Heilige.

X. Von Perth nach Dunkeld. 196

Probe vom schottischen Dialekt. — Ein Irländer auf dem Postwagen. — Der schottische Tractsvertheiler. — Billige Tracts. — Birnam-forest. — „A Romanis invicti, a Germanis victi." — Islanders und Highlanders. — Die Gränzen der Hochlande. — Highlands und Lowlands. — Bevölkerung der Hochlande. — Die „Boundary of the Highland-Distillery."

XI. Dunkeld. 210

Umgebung von Dunkeld. — Die Herzöge von Atholl. — Der Prinz Albert — ein Prinz von „Wämir." — Baumanpflanzungen in Schottland. — Lärchenbäume daselbst. — Dunkelds Antheil an der Cultur der Hochlande. — Die Clans und die Bischöfe von Dunkeld. — Die Clans der Umgegend von Dunkeld vor der Königin Victoria. — Die fashionable Tour. — Umfang der Grafschaft Perth.

Seite
XII. Von Dunkeld nach Taymouth-Castle. 220
Gälische Gesänge. — Die Kartoffeln in den Hochlanden. — „Punch." — Gälische Namen der Hochlandtracht. — Schottland sonst und jetzt. — Stabiles im Leben der Völker. — Die Birken von Aberfeldy. — Burns' Dichtungen. — Burns, Moore, Byron. — Undankbarkeit der Schotten gegen Burns. — Der schottische Dialekt bei Burns. — Wohllaut der Burns'schen Verse.

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

Der Clyde.

Einige schottische Herren von der Linnenlinie, einige von der Seidenlinie, ein paar „Cottontwiners" (Baumwollenzwirner), „Cottonweavers" (Baumwollenweber) und „Cottonbleachers" (Baumwollenbleicher), und einer, der, als ich ihn um sein Geschäft befragte, mir sagte, er sei in der Wollenlinie" (I am in the woolen line), — ich pflege sie alle zusammen mit dem gemeinschaftlichen Namen „Cottonlords" (Baumwollenlords) zu begreifen, hatte mir ein Priester von der Episkopalkirche in Irland gesagt, — dieß waren meine Gefährten auf dem ersten Platze des von einem gewaltigen Sturme geschaukelten Dampfschiffs, das in den letzten Tagen des Octobers von Belfast in Irland nach Glasgow in Schottland hinüberfuhr. Arme Irländer, die zu den fabricirenden Städten Schottlands hinüberwanderten, um dort zu suchen, was sie in ihrem eigenen heimathlichen Paradiese nicht finden konnten, Arbeit und Brod, nahmen, in Lumpen und in eine trübe Wolke von Sorgen gehüllt, den zweiten Platz ein, und der

übrige Raum des Schiffes war mit todtem und lebendigem Vieh, mit Geflügel, Putern, Hühnern, Schweinen und Ochsen angefüllt, die wir Menschen alle glücklich priesen, da sie weder von Sorgen, noch von der Seekrankheit geplagt wurden.

Wir steuerten NNO; denn dieß Nord=Nord=Osten oder Nordosten ist diejenige Richtung, in welcher man sich, von Westen kommend, überall dem Inneren von Schottland nähert, sowohl wenn man im Frith von Clyde nach Greenock und Glasgow, als wenn man im Loch Fine nach Inverary, als auch wenn man im Loch Linne nach Fort William hinaufsegelt. Alle die genannten langen Seearme erstrecken sich nämlich von Südwesten nach Nordosten, so wie umgekehrt alle die von der östlichen Küste landeinwärts gehenden Arme, der Frith von Forth, der Frith von Tay, der Murray=Frith, von Nordosten nach Nordwesten hineingehen. Man kann ganz Schottland als ein in der bezeichneten Richtung vielfach zerschnittenes und geschichtetes Land ansehen. Wie seine Meerbusen, so streichen auch seine Halbinseln und eben so auch seine Gebirgszüge, seine Thäler und die meisten seiner inneren Landseeen in der Richtung von Nordosten nach Südwesten. Ja man findet sogar, wenn man als Geolog die innere Structur seiner Bodenoberfläche untersucht, daß alle die verschiedenen Lager, aus denen dieselbe componirt ist, hauptsächlich in jener Richtung streichen, nicht parallel mit der Hauptlänge des Landes aus Südosten nach Nordwesten, sondern umgekehrt quer hinüber in der angegebenen Richtung von Südwesten nach Nordosten. Ohne Zweifel

läuft mit dieser geologischen und geographischen Schichtung des Landes auch eine moralische und politische parallel; die politischen Abtheilungen Schottlands, die Volks-Racen, die Sitten- und Sprachgebiete werden sich alle von Südwesten nach Nordosten mit ihrer größten Länge erstrecken.

Die freundlichen Leuchtthürme bei der Insel Copeland, auf den Maidens-Rocks, bei Corsewall-Point, auf der Küste von Schottland, bei der Mull von Cantire, auf der Insel Pladda und auf der Insel Little-Cambray, die im Norden, Süden, Westen und Osten aufflimmerten, ließen uns unseren Weg nicht verfehlen. Am liebsten hätten wir ein wenig näher beim Lichte das besehen, was das Pladda-Feuer beleuchtet, denn dieß Feuer liegt nahe an der Küste der größeren Insel Arran, die für den Maler, wie für den Geologen, ein wahres Bijou sein soll, da sie die merkwürdigsten und mannigfaltigsten Gestaltungen des Erdreichs zeigt und derjenige Fleck von Schottland ist, in dessen Gebiete man von den alten und ältesten Formationen bis zu den jungen und jüngsten herab Alles, was einen Geologen interessiren kann, wie in einem Buche auf engem Raume neben einander findet.

Bei dem Lichte der Insel Pladda gelangt man in die ruhigeren Gewässer des Frith von Clyde und bei dem Leuchtthurme von Cambray in die innere und schmälere Partie dieses Meerbusens, die auch noch durch die Lichter von Inoland und Greenock erleuchtet wird. Wir sahen in dieser einen Nacht an unserem Wege nicht weniger als 9 Lichter. Es fragt sich, ob man auf einer so kurzen Seestrecke irgendwo eine bessere und reichlichere Er-

leuchtung haben kann. Ganz Schottland hat jetzt 27 Leuchtthürme, die alle ohne Ausnahme erst seit dem Jahre 1810 größtentheils von Grund aus gebaut oder doch so umgebaut wurden, daß man ihre jetzige Brauchbarkeit erst von der diesem Jahre nachfolgenden Zeit herschreiben kann. Entschieden die meisten wurden erst nach dem Jahre 1820 gebaut. Man kann sich nicht genug über die Neuheit dieser Institute an diesen schon so lange umschifften Küsten wundern. Die berühmtesten und kostspieligsten dieser Leuchtthürme liegen auf dem Glockenfelsen (Bellrok) und auf der Mai-Insel (Isle of May) vor dem Frith von Forth und dem Frith von Tay. Die Errichtung dieser beiden merkwürdigen Anstalten hat beinahe so viel gekostet, als die aller übrigen zusammen genommen, nämlich 132,000 Pfund Sterling, während alle übrigen zusammen nur 150,000 Pfund Sterling kosteten. Die ganzen jährlichen Kosten aller schottischen Leuchtthürme zusammen betragen noch nicht einmal 15,000 Pfund Sterling. Da der Werth der Ladung vieler Seeschiffe bei Weitem diese Summe übersteigt, so brauchen alle diese 27 Leuchtthürme jährlich nur ein oder zwei Schiffe vom totalen Untergange zu bewahren, um sich bezahlt zu machen. Es ist aber wahrscheinlich, daß ihre wohlthätige Wirksamkeit weit höher anzuschlagen ist, und es bleibt daher unbegreiflich, warum man nicht längst mit mehr Bereitwilligkeit so gut angelegte Capitalien in Leuchtthürme gesteckt hat.

Als am anderen Morgen wiederum diejenige großartige Beleuchtung der Küsten begann, welche alle Schif-

ser doch noch allen Leuchtthurm-Illuminationen vorziehen, ich meine die durch die Sonne, da befanden wir uns gerade der Stadt Greenock gegenüber, und zur Rechten und zur Linken lagen nun die Blätter eines neuen Landes vor uns aufgeschlagen. Gleich die ersten Zeilen, die wir hier darin lasen, waren wunderschön, und beinahe wurden wir von Bedauern ergriffen, daß wir, so lange an Irland studirend, nicht schon früher gekommen waren, sie zu lesen.

Uns zur Linken blinkten die beschneiten Gipfel der schottischen Hochlande einer über den anderen empor, und zur Rechten streckte diejenige Landschaft ihre immer grüne Ebene aus, von welcher der kleine Prinz von Wales schon in der Wiege einen seiner prächtigen Titel entlehnt hat, die Baronie Renfrew nämlich. Hinter uns tauchten Inseln, die wir in der Sturmesnacht passirt hatten, aus dem Wasser empor, und vor uns spalteten sich die Gewässer nordwärts und südwestwärts in mehre Arme, Loch Long, Loch Garo und River Clyde. Von Greenock an verliert sich das Salzwasser der See, und der Busen nimmt hier statt des Namens eines Friths den eines Flusses an. Dieser Fluß hat anfangs noch die Breite eines Meerbusens von 2 bis 3 Meilen, verengt sich aber allmählig auf eine, auf eine halbe Meile und wird endlich nicht weit von Glasgow so schmal, wie die Seine bei Paris und selbst noch schmäler.

Die Reise auf dieser Flußstrecke von Greenock nach Glasgow ist eine der schönsten Fahrten, die man sich denken kann, und es ist kein Zweifel, daß sie eine der

berühmtesten und besuchtesten Flußfahrten sein würde, wenn sie nicht in Schottland läge, einem Lande, das von den Centralpunkten der europäischen Gesellschaften so entfernt ist. Es ist ein Jammer, daß ein so reizendes Land, wie Schottland ist, nicht mit einem schöneren Klima beschenkt wurde. Ein Land von einer so mannigfaltigen und interessanten äußeren Gestaltung, von einer so reizenden Abgränzungsweise mit der See kommt auf Erden nicht zum zweiten Male vor, und es hätte verdient, unter dem Parallelkreise der glückseligen Inseln zu liegen. Wie herrlich hätten ihm da auch alle die tief eindringenden Meerbusen zur Kühlung und Erfrischung dienen können.

Einer der schönsten Punkte am Flusse ist Dumbarton und sein altes Schloß auf einem herrlich geformten hohen Felsen. Es bewacht die Ausmündung der Gewässer des Loch Lomond, welche sich hier in den Clyde ergießen. Dumbarton ist aber nicht die einzige alte Schloßruine, deren Piedestal hier von den Wellen des breiten Flusses bespült wird, Newark-Castle und Dun-Glaß sind ebenfalls interessant. Auch Monumente gewahrt man auf den Felsen am Ufer des Flusses, wie z. B. das äußerst pittoreske des berühmten Ingenieurs Henry Bell. Dieser Henry Bell war der Erste, der hier ein Dampfschiff auf den Clyde brachte, und der Clyde war der erste Fluß in der ganzen alten Hemisphäre, der ein Dampfschiff trug. Ja wie die schottischen Schriftsteller versichern, ward dieser Fluß schon von mehr als 12 Dampfschiffen befahren, bevor die Fische in der Themse nur von einem einzigen in ihrer Ruhe gestört wurden. Im Jahre 1835 sollen

nicht weniger als 67 Dampfschiffe in dem Clyde aus- und eingelaufen sein.

Wie gesagt, Kunst, Natur, Alterthum und Jetztzeit vereinen sich hier, Alles zu verschönern. Die alten Schlösser liegen auf der nördlichen Hochland-Seite, die meisten Ortschaften, Greenock, Portglasgow, Erskine, Renfrew, Paisley, auf der südlichen Lowland-Seite.

Bewundernswürdig sind die Anstalten, die man in neuerer Zeit hier für die Verbesserung der Schifffahrt des Flusses getroffen hat. Vor 25 Jahren noch konnten Schiffe, die mehr als 4 Fuß im Wasser gingen, mit der Fluth nur bis in die Nähe von Glasgow hinauf kommen. Durch „Dredging machines“ (Ausbaggerungs-Maschinen), deren noch jetzt 6 sehr bedeutende auf dem Flusse thätig sind, durch Fluß-Rectificationen, Ausgrabungen, Wegsprengungen (auch zwei große Taucherglocken, in denen gelegentlich unten im Wasser an den Felsen gearbeitet wird, gehören zu den Flußreinigungs-Apparaten), durch Errichtung von Buhnen und Molos endlich hat man den Fluß so weit gebracht, daß selbst die großen Schiffe, die 16 bis 17 Fuß tief im Wasser gehen, wenigstens bei einigermaßen hohem Wasser bis Glasgow hinauf kommen können. Nur eine Stelle bezeichnete man mir, die bisher incurabel gewesen sei und wo der Fluß zu Zeiten unüberwindliche Massen von Sand aufwerfe. Der Capitain unseres Dampfschiffs erzählte uns, daß der Fluß in dem künstlichen Zustande, in welchem er sich nun befände, nur durch einen jährlichen Aufwand von nahe an 50,000 Pfund Sterling erhalten werden könne. Im Jahre 1841

hätten die von den Schiffen erhobenen Fluß=Abgaben 46,000 Pfund Sterling betragen. Wahrscheinlich sind durch diese Summe denn auch die Zinsen der Capitalien, welche man zuerst aufnehmen mußte, gedeckt.

Das Fahrwasser im Strome ist durch eine Reihe von sogenannten „Buoys" (Wahrtonnen) angezeigt. Diese Buoys sind in England gewöhnlich große hohle eiserne Pyramiden, die, vor Anker liegend, auf dem Wasser schwimmen und mit ihren roth und schwarz angestrichenen schwankenden Spitzen aus den grünen Wellen hervorgucken. Außer den Buoys sieht man aber noch viele andere Vorrichtungen in dem Flusse, z. B. eine Menge kleiner, auf Sandbänken und Felsen errichteter Meilenzeiger, welche, wie an der Heerstraße, die Entfernung von Glasgow, angeben, ferner eine Reihe kleiner Häuschen, „Biggins" genannt, in denen in der Nacht Lichter angezündet werden, damit die Schiffe auch dann den ihnen sehr scharf vorgezeichneten Weg nicht verfehlen können. „In the times of old" (in den alten Zeiten) hatten sie statt aller dieser trefflichen Vorrichtungen nichts als sogenannte „Parches." Dieß waren große Haufen von Steinen, auf deren Spitze eine dicke Stange mit einem Korbe, einer Tonne oder sonst einem anderen Zeichen dieser Art gesteckt war. Diese Parches, die jetzt unnütz geworden sind, sieht man auch noch am Wege liegen. Und jene „times of old" liegen, wie gesagt, kaum ein paar Jahrzehende zurück. Sind die Fortschritte und Verbesserungen in der Schiffbarkeit der Gewässer hier überall noch so neu, und erst seit so kurzer Zeit in Wirksamkeit gewesen, so kann

man daraus schließen, welche Zukunft, welche Fortschritte und fernere Entwickelung der Schifffahrt selbst hier noch bevorstehen. Bemerkenswerth ist es, daß indeß doch schon eine Schifffahrt=Branche hier wie auch anderswo in England ihren Zenith durchschritten hat, nämlich die der Flußdampfschiffe. Vor zwei oder drei Jahren gab es auf dem Clyde die größte Zahl von Flußdampfschiffen, die seitdem etwas abgenommen hat, weil die Dampffahrt auf dem Lande (die der Eisenbahnen) mit ihr in siegreiche Concurrenz getreten ist. Die Eisenbahnen an den Ufern der Flüsse verschaffen überall der Gäa den Sieg über das glatte Reich des Neptun.

Je weiter wir ins Innere des Landes kamen, desto nebeliger wurde die Luft, und am Ende, als wir Glasgow erreichten, blieb von der Sonne nichts mehr übrig als ein blutrother strahlenloser Flecken am Himmel. Wahrscheinlich giebt es Länder auf Erden, in denen man nie Gelegenheit hat, die Sonnenscheibe in solchem Zustande zu sehen, und für deren Einwohner daher der Anblick einer solchen schottischen und nordischen Sonne ein unerhörtes Phänomen sein muß.

Der Rauch von Glasgow ist der vielen chemischen Werke wegen besonders schlimm und schädlich. Man sagte mir, man habe seinetwegen den botanischen Garten aus der Nachbarschaft der Stadt verlegen müssen. Auch das astronomische Observatorium mußte des Rauches wegen schon einmal verlegt werden.

II.

Glasgow.

Das Erste, dessen wir von Glasgow ansichtig wurden, war ein ungeheuerer Schornstein, der über der Stadt und ihrem Nebel hervorragte, wie der Münster über Straßburg und der Stephansthurm über Wien. Dieser Schornstein soll der höchste im britischen Reiche sein und ist in seiner Art ein wahres Wunderwerk. Man gab mir seine Höhe auf 450 Fuß an. Da mir dieß unglaublich schien und da ich mich darüber an Ort und Stelle näher unterrichten wollte, so galt mein erster Gang in Glasgow diesem „Tennant's Stalk“ (Tennant's Stange), so nennt das Volk in Glasgow jenen Schornstein. Tennant ist der Besitzer eines der größten chemischen Werke in der Stadt und überhaupt in ganz England. Es werden darin Schwefelsäure, Soda und viele andere Dinge bereitet. Die vielen schädlichen Dämpfe, die aus diesem Werke aufsteigen, konnten nicht hoch genug in die Luft hinausgeführt werden, und der Besitzer entschloß sich daher, um Streitigkeiten mit seinen Nachbarn zu vermeiden, zu der

Aufführung eines solchen Riesenbaues, der nicht seines Gleichen auf Erden findet. Das ganze chemische Etablissement des Herrn Tennant nimmt natürlich einen ziemlich bedeutenden Raum ein, und von jedem der in den verschiedenen Abtheilungen befindlichen Feuer führt ein unterirdischer Canal zu dem Schornsteine hin. Diese vielen gemauerten Canäle vereinigen sich unter dem Boden zu einigen wenigen größeren, welche alsdann in den Schornstein selbst münden, der auf diese Weise den Rauch der sämmtlichen Herde auf einmal abführt. Die Arbeiter sagten mir, daß, wenn sie in diese Canäle zu irgend einer Reparatur hinabstiegen, und dann die Thüren nicht gehörig verschlossen wären, sie zuweilen darin einen so starken Luftzug fänden, daß sie ihre größte Noth hätten, nicht mit fortgerissen zu werden. An Ort und Stelle gab man mir die Höhe des Schornsteins zu 435 Fuß an. Derselbe ist etwa so gebaut: Es ist ein großer runder, hohler Pfeiler, der sich nach oben zu verjüngt. Unten steht er mit einer sehr breiten Basis auf dem Boden. Die Mauern des inneren Canals oder Hohlpfeilers sind unten dick und werden nach oben hin immer dünner, jedoch sollen sie selbst ganz oben noch 16 Zoll dick sein. Dazu sind sie unten durch eine zweite Mauer gestützt, die sie wie ein Mantel umgiebt, und die, wie ein Conus sich allmählig zuspitzend, ungefähr in der Mitte der ganzen Höhe den Pfeiler fest umschließt. Gewölbe verbinden und stützen im Inneren sowohl den Mantel als den hohlen Kern. Hier und da haben sich wohl in England einige Fabrikanten zur

gemeinschaftlichen Errichtung solcher großen Rauchabführungs-Anstalten vereinigt. Wie gut wäre es, wenn man in Zukunft dahin käme, diese Anstalten noch zu erweitern und auf ganze Städte auszudehnen. Aller Rauch sämmtlicher Häuser einer Stadt würde alsdann auf unterirdischem Wege, durch einige wenige Riesenschornsteine, die man in der Nähe der Stadt errichten könnte, abgeführt. Diese Riesengebäude könnten leicht in schöne, geschmückte architektonische Monumente verwandelt werden. Die verunzierenden zahllosen kleinen Rauchfänge würden in der Stadt verschwinden. Da das Ganze unter eine strenge Aufsicht der Obrigkeit gestellt werden könnte, so würden viele Gelegenheiten zu Feuersbrünsten und ebenso eine unzählige Menge von Unbequemlichkeiten, welche der Rauch jetzt in unseren Städten verbreitet, vermieden werden.

Durch die Größe und Anzahl seiner chemischen Werke ist Glasgow vor den anderen Fabrikstädten Großbritanniens ausgezeichnet. Doch werden hier auch noch viele andere Manufactur-Gegenstände fabricirt. Um sie alle oder doch den größten Theil von ihnen auf ein Mal zu übersehen, besuchte ich das größte Manufacturwaaren-Lager in der Stadt, das der Gebrüder Campbell, die nicht weniger als 200 „Clerks" (Handlungsdiener) in ihrem Etablissement angestellt haben. Ihr Waarenlager und ihr Verkaufslocal ist eines der interessantesten Dinge dieser Art, die man sehen kann. (Die größten Verkaufsläden in Paris rühmen sich nur mit 100 Handlungsdienern). Mich zog keine Waare mehr an als die schot-

tischen gewürfelten Zeuge (checked clothes), die im Schottischen „Tartans" genannt werden.

Wir kennen freilich auch bei uns jetzt überall diese schottischen gewürfelten Zeuge, deren bunte und doch sehr einfache Farbenmischung, wie es scheint, außerordentlich viel Beifall in ganz Europa gefunden hat. Allein wir ahnen selten dabei, welche Bedeutung diese kleinen feinen Farbenstreifen für die Schotten hatten und zum Theil noch haben. Es scheinen sonst bei allen Völkern gallischer Abkunft gewürfelte Zeuge üblich und deren Farbenmischungen nach der Stammverschiedenheit verschieden gewesen zu sein. Wenigstens kommt bei Cäsar eine Stelle vor, in der er von einem ähnlichen Zeuge bei den gallischen Völkern spricht*). Wie überhaupt das ganze System der Stammunterschiede (der Clans), so haben sich auch die Stammkleider-Stoffe in Schottland länger als in anderen celtischen Ländern gehalten. Jeder Clan hatte und hat seinen eigenen Tartan, in welchem gewöhnlich irgend eine Grundfarbe vorherrscht, durch die sich andere Farbenstreifen hindurchziehen. Die Breite sowohl, wie die Zusammensetzung der Streifen, sowie die Tiefe und die Nuancen ihrer Färbung waren von uralten Zeiten her unveränderlich bestimmt. Und das ist eben das Interessante an diesem Gewebe, daß jeder Faden noch

---

*) Es mag in dieser Beziehung bemerkenswerth sein, daß auch in vielen Thälern Tyrols die Leute noch gewürfelte Zeuge weben, die jenen schottischen sehr ähnlich sehen, obgleich sie nicht auf dieselbe Weise zur Kleidung gebraucht werden.

eben so läuft, wie er vor Jahrhunderten lief, und daß die Leute ohne Zweifel jeder Farbe eine gewisse Deutung unterlegten, oder wenigstens durch Gewohnheit ihr so zugethan wurden, daß diese oder jene Farbenmischung sich mit ihrer ganzen Stammexistenz und ihrem Stammpatriotismus innig verwebte. Man hat mir Beispiele erzählt, daß Schotten beim bloßen Anblick der Tartanfarben ihres Clans von tiefem Heimweh ergriffen wurden. Und in welche Vision wird nicht Burns versetzt bei dem Anblick des gewürfelten bunten Farbenkleides seiner „bonie Jean", von der er singt:

„Down flow'd her robe, a tartan sheen" etc.
„Her mantle large, of greenish hue
„My gazing wonder chiefly drew;
„Deep lights and shades, bold mingling, threw
„A lustre grand:
„And seem'd, to my astonish'd view,
„A well known land". *)

Der Dichter glaubt dann in dem bunten Tartan seiner Geliebten eine ganze Landkarte von Schottland mit seinen Strömen, Wäldern, Thälern, Meerbusen, Gärten und Aeckern zu erkennen, und führt dieß Gemälde aus. Sonst gab es bloß solche Tartans, die für die Clans (die Stämme) bestimmt waren, und die niemand Anderes

---

*) Ihr Kleid, ein heller Tartan, wallte nieder ꝛc. Ihr großer Mantel von grünlicher Färbung erregte vorzugsweise meine gaffende Bewunderung. Tiefe Lichter und Schatten, kühn gemischt, warfen einen schimmernden Glanz und schienen meinem erstaunten Auge ein wohl bekanntes Land.

trug, als wer zu dem Stamme gehörte. Jetzt hat man aber auch noch eine Menge anderer neuer Muster (patterns) hinzu erfunden, und man spricht daher nun von „Clan-Tartans“ (Stammwürfelzeugen) und von „Fancy-Tartans“ (Phantasie-Würfelzeugen). Unter jenen versteht man die alten historischen unveränderlichen Gewänder, unter diesen die neuen, von den Fabrikanten erdachten und gewöhnlich irgend einer ausgezeichneten Person geweihten und ihr zu Ehren benannten Farbenmuster.

Einige Clan-Tartans sind sehr einfach, z. B. der des durch Walter Scott so berühmt gewordenen Clans Rob-Roy. Derselbe besteht blos in der Durchkreuzung zweier gleich breiten Farbenstreifen (eines schwarzen und eines rothen), die regelmäßig mit einander abwechseln. Andere sind sehr zusammengesetzt, so z. B. der des Clans Royal Stewart, bei dem purpurrothe Streifen zwar vorherrschen, dann aber auch noch gelbe, schwarze, blaue, weiße, grüne auf eine bunte Weise durcheinander laufen, die nicht so leicht zu beschreiben ist. Merkwürdig ist es, daß fast in jedem Tartan die rothe Farbe vorkommt. Von den mir vorgelegten hatte nur der Stamm der M'Neils keine Spur von Roth. Nach Roth scheint die häufigste Farbe Grün zu sein, und es giebt Tartans, die beinahe ganz grün aussehen, wie z. B. der des Clans Argyle. Von demjenigen Herzog von Argyle, der in Walter Scott's Kerker von Edinburgh vorkommt, erzählt man sich, daß er die grüne Farbe des Tartans seines Clans einst in London mit besonderer Liebe und Vaterlands-Sehnsucht betrachtet habe. Manche

Tartans sind auch beinahe ganz weiß, so z. B. der des Clans Clunie M'Pherson. Merkwürdig ist es aber, daß kein einziges Muster häßlich ist, und daß man bei allen begreift, wie gerade eben in diese Farbenmischung sich die Kinder eines Clans verlieben konnten. Jetzt freilich haben diese historischen Farbenmuster nicht mehr ihre volle alte Bedeutsamkeit.

Da es keine eigentlichen Clans mehr giebt, so hat auch kein Clan mehr ein ausschließliches Recht auf dieses oder jenes Muster, und jeder kauft sich Murray-Tartan, Robroy-Tartan oder Stewart-Tartan, ohne zu fürchten, daß er dadurch den Zorn irgend eines wilden Kindes der Highlands auf sich ziehen möchte. Aber so wie es doch immer noch einen gewissen, noch nicht ganz verwischten Schatten von der alten Clansverfassung giebt, so giebt es auch immer noch Gegenden, in denen die alten Tartans vorzugsweise getragen werden, und bei festlichen Gelegenheiten, wie es deren bei der Anwesenheit der Königin mehre gab, wird gewiß jeder denjenigen Tartan tragen, den seine Väter trugen.

Berühmte Fancy-Tartans sind z. B. Prince-Alberts-Tartan, Queen-Victorias-Tartan, Lady-Napiers-Tartan, Lady-Eglintors-Tartan. Die beiden letzten gehören zu den allerneuesten Erfindungen dieser Art.

Die meisten dieser Tartans werden in den großen schottischen Fabriken gemacht. Allein es giebt auch noch Gegenden in Schottland, in welchen die Leute auf ihren eigenen Webestühlen ihre bunten Kleider selber verfertigen.

Außer den Tartans nahmen die großen Stickereien in dem Campbell'schen Etablissement meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Es werden hier viele junge Mädchen mit Sticken von Hauben, Taufkleidern und anderen Gewändern beschäftigt. Sie nennen diese Stickerei „Moravian point" (den mährischen Stich) und haben diesen Industriezweig also wahrscheinlich aus Deutschland bekommen. Sie haben die Erfindung gemacht, die Stickmuster gleich auf den Musselin, auf dem gestickt werden soll, aufzudrucken, und erleichtern sich also so die Arbeit außerordentlich. Sie bringen auf diese Weise mit kaum 150 Mädchen monatlich 1500 bis 2000 brillant gestickte Kinderhäubchen zu Stande. Eine große Menge derselben, so wie eine bedeutende Partie Taufkleider gehen von hier aus beständig nach London, wo die Menschheit noch eifriger in ihrer eigenen Vermehrung ist als hier in den Fabriken in der der Stickereien.

Die Besitzer dieses merkwürdigen Etablissements, die Herren Campbell, haben mit 100 Pfund Capital angefangen und gehören jetzt zu den reichsten Leuten in Glasgow, und einer von ihnen ist Lordprovost der Stadt. Chambers versichert in seinem Gemälde von Schottland, daß die Verkäufe dieses Hauses allein im Jahre 1834 sich auf 433,021 Pfund Sterling beliefen, nach unserem Gelde also ungefähr auf 3,031,147 Thaler, ein Umsatz, dessen Größe für ein Detail-Geschäft dieser Art vielleicht ganz unerhört in der Welt ist, denn er kommt dem Umsatze der größten Großhändler des Continents nahe. Diese Herren mögen vielleicht ihren Reichthum sehr sauer ver-

dient haben, aber sonst gehört oft eben nicht viel dazu, um in Glasgow reich zu werden, oft nur ein einziger glücklicher Einfall, ein kurzes Lächeln des Glücks. Bei der Lebhaftigkeit des Umschwungs in Großbritannien, bei der Größe der Märkte, die hier offen stehen, hat jede Erfindung gleich einen so ungeheueren Nachhall und trägt, wenn sie glücklich ist, so rasche und reichliche Früchte, wie dieß anderer Orten, wo der Handels-Horizont beschränkter ist, nicht möglich ist. So wurde mir das Beispiel eines Mannes erzählt, der Taschentücher herstellte, deren Farbe und Muster in England so in Mode kamen, und die auch bei den 100 Millionen englischer Colonisten so außerordentlichen Beifall fanden, daß er in kurzer Zeit ein reicher Mann wurde. Allerdings strebten natürlich gleich viele andere Fabrikanten, diese vielbegehrten Taschentücher ebenfalls herzustellen, doch war ihnen dieß erst nach einiger Zeit und einigen vergeblichen Versuchen möglich, und bis sie dahin kamen, hatte der Erfinder schon seinen Vortheil geerntet. In einem solchen Lande, da gilt buchstäblich, was Göthe im Faust zu verstehen giebt, daß das Gold schon in großen Haufen gemünzt in Bereitschaft liegt und nur auf die geschickten Hände wartet, die es heben und in die Taschen stecken. Alle Weisheit Salomonis kann man da entbehren, und nur eines einzigen praktischen Einfalls — sind es zwei, so ist es noch besser, — bedarf es, um dir in Fülle das zu geben, an dessen Erlangung Tausende von Menschen Hunderttausende von guten Einfällen vergebens verschwendeten. Vielleicht, ja ohne allen Zweifel liegen mir Hunderte von solchen

guten Einfällen, die mich zum Millionär zu machen im Stande wären, vor den Füßen, wenn ich sie nur gleich finden könnte. Andere werden sie finden und davon eine Zeit lang fröhlich leben, dann aber auch des Weges wandern, den ich damals, diese Gedanken hegend, wanderte, nämlich den Weg zum Kirchhofe. Für mich war es dießmal nur noch zum Kirchhofe von Glasgow, der reich an Monumenten und überhaupt einer der schönsten Kirchhöfe ist, die Europa aufzuweisen hat.

Sie nennen ihn die Nekropolis. Und er kann sich durchaus dem **Père la Chaise**, wenn auch nicht in Bezug auf die Fülle der Monumente, doch in Bezug auf die Gruppirung derselben und in Bezug auf seine ganze Situation an die Seite stellen. Es ist ein schöner Hügel, der eben so wie die ihn umgebenden Vertiefungen und Thäler mit Bäumen, Gräbern und schönen Spaziergängen dazwischen angefüllt ist. Den Gipfel des Hügels krönt ein vortreffliches Monument für Knox, den großen Reformator Schottlands, dessen Werk einen doppelten Kampf zu bestehen hatte, erstlich den mit dem Katholicismus und dann den mit der „**Episcopacy**“ (der englischen Episkopalkirche), die selbst noch im vorigen Jahrhunderte drohte, die Hauptkirche Schottlands zu sein und zu bleiben, bis endlich durch die beiden blutigen schottischen Staats- und Kirchenrevolutionen Knox's reformirte Kirche, die der Presbyterianer, als die Hauptkirche (**the established church**) in Schottland anerkannt wurde. Diese Glasgow'sche Nekropolis ist ganz neueren Ursprungs; denn erst **1831** wurde das Terrain zu dem Zwecke, die

Todten aufzunehmen, zubereitet. Man hat, wie ich später erfuhr, geradezu die Absicht gehabt, den Père la Chaise in Paris bei den Anlagen nachzuahmen. Auch der große schöne Kirchhof in Liverpool ist neueren Ursprungs, und man kann eine Menge solcher Bestrebungen in England, es auch den Todten comfortabler zu machen, citiren, die alle aus den neuesten Zeiten datiren.

Nahe bei dem Hügel der Nekropolis liegt die Kathedrale von Glasgow, das älteste und interessanteste Gebäude dieser Stadt. Sie soll die schönste Krypte in Großbritannien enthalten. Leider bekam ich dieselbe aber nicht zu sehen, da man mir wegen Reparaturen, die man an der Kirche vornahm, den Eintritt verweigerte. Wiederum eine von den hundert und hundert gothischen Kirchen, die im Jahre 1842 in Europa in Reparatur und Wiederherstellung begriffen war. Nach 10 Jahren etwa wird das gothische Europa mitten unter uns wieder dastehen, wie es im 14ten und 15ten Jahrhundert dastand. Durchweg in ganz Schottland, wie in England, wie in Belgien, wie in ganz Deutschland, wie in Frankreich, wie in anderen Ländern fand ich diesen gothischen Wiederherstellungsgeist rege, den gothischen Wiederherstellungs- und den griechischen Nachahmungsgeist, muß ich hinzusetzen. Denn auch in Glasgow wieder, wie in anderen britischen Städten, setzt die Menge der im griechischen Geschmack errichteten und mit einer unglaublichen Fülle korinthischer, ionischer, dorischer Säulen versehenen Gebäude in Verwunderung und Staunen. Das Hunter'sche Museum, die Börse, die Stadthalle (Townhall), dieß sind alles Gebäude im griechischen

Style. Die Börse setzt durch ihren außerordentlichen Säulenreichthum am meisten in Staunen. In dieser Beziehung ist sie noch griechischer als die griechischen Gebäude selbst. Auch diese Nachahmung griechischer Gebäude ist eine durch ganz Europa gehende Erscheinung, von der Börse in Petersburg, dem Museum in Berlin, der Glyptothek in München, zu der Magdalenenkirche und der Börse in Paris und zu diesen Exchanges in England und Schottland hin. Es ist wirklich bemerkenswerth, daß wir in den gothischen und hellenischen Formen so thätig sind, und daß wir überall, wenn etwas Ausgezeichnetes gebaut werden soll, entweder zu dem Einen oder zu dem Anderen greifen. Es wird nach einigen hundert Jahren von uns bemerkt werden, daß das 18te und 19te Jahrhundert nicht im Stande war, einen neuen großartigen Baustyl zu gebären. Sollte es denn gar nicht möglich sein, der griechischen Säulen, der byzantinischen Kuppeln und der gothischen Thürme und Bögen zu entrathen? und sollten von nun an bis in alle Ewigkeit die Architekten verdammt sein, immer dieß classische Alte wieder nachzuahmen? Sollten nicht noch ganz andere, von keinem Auge noch geschaute Gestalten und Formen aus dem Boden und dem Gehirne der Menschen hervorspringen? Wenn wir uns solche Dinge noch nicht denken können, so ist es noch kein Zeichen, daß ihr Inslebentreten nicht möglich sein würde. Die Griechen konnten sich ihrer Zeit auch noch keine Vorstellung von einem gothischen Thurme und von der Schönheit einer gothischen Kathedrale machen. Es ist wirklich sonderbar, daß man keinen

unserer Architekten mit so großer Imagination begabt finden wird, daß man ihm die Aufgabe stellen könnte, einmal ein Gebäude in einem durchaus neuen, aber nichts desto weniger schönen und classischen Style aufzuführen.

Die Nekropolis und die Kathedrale liegen am Ende der längsten Straße von Glasgow, der Highstreet, in deren Nähe sich noch mehre andere Spuren des alten und frühesten Theiles von Glasgow befinden. Doch sind dieser alten Spuren nur wenige — ganz anders als in Edinburgh, dessen Highstreet noch jetzt mitten durch den großen alten Theil der Stadt läuft, der noch so dasteht, wie vor Jahrhunderten. Denn Glasgow hat sich beinahe aus dem baaren Nichts im Laufe eines Jahrhunderts zu einer der bedeutendsten Städte Europa's erhoben, und es rangirt in dieser Hinsicht mit Dublin, mit Berlin, mit Petersburg und anderen solchen neueren nordischen merkwürdigen Städteschöpfungen. Zur Zeit der Vereinigung mit England vor nicht viel mehr als 100 Jahren war Glasgow ein in Europa unbekannter Name, dessen sich nur 12,000 ihm angehörende Menschen rühmten. Seit dieser kurzen Zeit hat die Stadt ihre Einwohnerzahl beinahe 24 Mal vergrößert. Im Jahre 1837 betrug dieselbe nämlich nach Chambers 240,000 und kann jetzt (1843), da die Stadt jährlich etwa um 7000 Seelen zunimmt, auf 282,000 geschätzt werden. Die „Virginia lords", so nannte man die Kaufleute, welche im vorigen Jahrhundert von hier aus einen so großen Tabakshandel mit den amerikanischen Colonieen und nament-

lich mit Virginia führten, waren die Ersten, welche Gelder und Leute in die Stadt brachten. Nachher aber waren es insbesondere die Cottonlords, deren in so außerordentlicher Proportion wachsendes Geschäft noch in diesem Jahrhundert die Stadtbevölkerung ungemein vermehrt hat (1800 zählte man nur erst 75,000 Bewohner). Landlords hat die Stadt Glasgow nie in ihren Mauern gehabt. Für diese waren immer die alten nobeln Städte im Osten des Landes die Haupt-Residenzen und vor allen Dingen natürlich Edinburgh. Beide Städte bieten daher einen großen und zum Vergleich auffordernden Contrast dar in Bezug auf die Elemente ihrer Bevölkerung. Edinburgh vereint Alles, was durch Bildung, Erziehung und hohen Rang in Schottland ausgezeichnet ist. Glasgow dagegen ist vom Kopf bis zum Fuß neugebacken und hat Kaufleute und Manufacturisten in seinen Mauern; einige giebt es darunter, die ihr jährliches Einkommen bei Gelegenheit der neuerlich eingeführten „Incometax" (Einkommentaxe) auf 30,000 bis 40,000 Pfund Sterling angegeben haben. Edinburghs Stadtprivilegien sind vom ältesten Datum, und vor der Reformbill war es die einzige Stadt in Schottland, die allein für sich ein eigenes Mitglied ins Parliament sandte. Glasgow theilte bis zu jener Bill (1832) dieses Recht mit mehren anderen Flecken. Glasgow ist daher natürlich von jeher whiggistisch und für Reform und für den Fortschritt gewesen, Edinburgh nicht immer. Paisley ist der Sitz der schottischen Radicalen; die „Highland-counties" (die Hochland-Grafschaften) sind die Hauptunterstützer der Tories.

Im Jahre 1834 gehörten von den 134 Baumwollen-Factoreien, die Schottland besaß, allein 100 zu Glasgow, und es gab hier nicht weniger als 15,000 Maschinen-Webestühle (powerlooms). Die Anzahl der Irländer, welche sich in der Stadt befinden, soll sich auf nicht weniger als 30,000 belaufen. Den größten Theil dieser irischen Bevölkerung sah ich den Abend, als ich über Highstreet und das „Cross" (das Kreuz), über den Salzmarkt und „Trongate" (Glasgower Gassen) nach Hause ging, in den Straßen. Denn es war gerade ein Sonnabend, an welchem Tage in den irischen und britischen Städten immer die ganze arme Bevölkerung bis Mitternacht draußen ist. Besonders in den Straßen in der Nähe des Kreuzes war das Gedränge außerordentlich groß. Hier standen die Leute in dichten Gruppen beisammen und gingen in großen Haufen hin und her. „Every saturday they go here backwards and forwards" (jeden Sonnabend gehen sie hier hin und her), sagte mein Begleiter. Die meisten Werke Glasgows arbeiteten damals nur noch mit halber Kraft, und man rechnete damals, daß in Paisley und Glasgow zusammen über 12,000 Menschen ohne Arbeit und Nahrung seien. Der Anblick dieser großen Volksmassen, zwischen denen ganze Familien von Bettlern auf- und niederzogen, ihr Unglück besingend, und wo an jeder Straßenecke um Brod bittende Leute standen, machte daher einen höchst melancholischen Eindruck. Besonders betrübte Figuren bildeten mehre junge, kräftige, wohlgekleidete Personen, die wie Wachspuppen steif und

stumm in dem Rinnsteine neben den Trottoirs — dem gewöhnlichen Standpunkte der englischen Bettler — postirt waren und ihren Hut stumm bittend vor sich hin hielten. Wenn wir sie fragten, wie sie betteln könnten, antworteten sie: „Wir haben Kleider, Herr, die Niemand kaufen will, aber wir haben keine Arbeit und kein Brod.“

Einen größeren Contrast zwischen dem Anblick, den die Straßen von Glasgow am Sonnabend-Abend, und dem, den sie am Sonntag-Morgen gewähren, giebt es nicht. Am Sonnabend halten sich die Reichen zu Hause und lassen den Armen das Feld, am Sonntage füllen die Reichen die Straßen, und man sieht sich nach den Armen vergebens um. An jenem Tage ist es das Arbeit und Brod verlangende Volk, an diesem das Brod habende und in die Kirche gehende (churchgoing people). Der Sonntag wird bekanntlich in Schottland noch viel strenger gefeiert als in England, und obgleich der Sonntag in London dem, der von Paris und überhaupt von dem Continente kommt, schon eine sehr ernste Miene zu haben scheint, so sieht man doch in dieser Beziehung von Glasgow und Edinburgh auf London noch wie auf ein wahres Sodom und Gomorra hinab. Man hört und sieht in Glasgow den ganzen Sonntag nichts als die Fußtritte der Herren und Damen, die in langen Zügen von einer Kirche in die andere wandern. Auch ich besuchte einige Kirchen an diesem Tage, allein ich muß gestehen, ich konnte mich wenig an den Reden der Prediger erbauen, obgleich mir einige, besonders einer, als

die beßten Redner Glasgows empfohlen wurden. Es ist eine gewisse apostolische Heftigkeit, eine gewisse übertriebene und orientalische Ausdrucksweise in den Reden dieser presbyterianischen Prediger, die mit der Einfachheit ihres äußeren Gottesdienstes und überhaupt ihres ganzen Wesens in einem großen Widerspruche steht. Sie reden alle in der Art und Weise, wie unser Elberfelder Krummacher, dessen Schriften daher dort vielleicht noch ein größeres Publicum haben als bei uns. Dabei haben aber alle ihre oratorischen Blüthen und Bilder etwas so Stereotypes, daß man nicht den Eindruck und die Ueberzeugung empfängt, als käme dieß Alles warm und lebendig aus einem von Eifer glühenden Herzen hervor. Es ist derselbe heftige calvinistische Geist, den Knox nach Schottland verpflanzte und seinen Landsleuten einhauchte, und der noch bis auf diesen Augenblick in den Predigten dieser Redner eifert. In der That, John Knox muß ein außerordentlicher Mann gewesen sein, daß er seinen Geist und sein Wesen einem ganzen Volke auf diese dauernde Weise einimpfte, ja daß er dieß gewissermaßen wider den Willen und wider die Natur des Volksgenius that. Denn von Haus aus scheint die kühle, berechnete, verständige nordische Natur des Schotten für nichts weniger als für religiösen Fanatismus gestimmt und empfänglich zu sein, eine Sache, die man mehr einer feurigen Gemüthsart, wie die Spanier, die Araber und andere Nationen sie haben, wahlverwandt halten sollte.

Die Universität von Glasgow ist bei uns nicht so berühmt, wie die von Edinburgh, obgleich sie sogar

älter ist als diese; denn sie wurde im Jahre 1450 gestiftet, während diese aus dem Jahre 1582 stammt. Allein Edinburgh, als die Residenz alles Ausgezeichneten und Glänzenden des Landes, wird natürlich auch von Fremden häufiger besucht, und dann werden die fremden Studenten auch von Glasgow durch einige alterthümliche Vorschriften zurückgeschreckt, die in Edinburgh nicht existiren. So müssen z. B. in Glasgow alle Studenten eine gewisse alte Uniform tragen, was in der Edinburgher Universität, die überhaupt mehr als irgend eine andere britische Universität unseren deutschen Hochschulen ähnlich ist, nicht gefordert wird. Die Gebäude der Universität von Glasgow stellen sich äußerlich so mittelalterlich, ehrwürdig, beinahe finster dar, wie bei uns kaum die Klöster. Unsere schönen österreichischen Klöster an der Donau nehmen sich gegen diese englischen Collegiums-Gebäude in der That sehr weltlich und pomphaft aus. Sie sind aus einem finsteren, grauen Steine in einem sehr nüchternen Style gebaut, und dabei sind sie durch Mauern und Thorwege von der übrigen Welt geschieden und ziehen sich in innere, stille und saubere Gehöfte zurück. Nur in dem Gebäude, welches das Hunter'sche Museum aufbewahrt, hat sich der moderne griechische Styl schon in die Mauern des Collegiums eingeschlichen. Es ist ein schönes naturhistorisches Museum, das von dem berühmten Anatomen Hunter angelegt und der Universität geschenkt wurde, und das daher besonders durch seine herrlichen anatomischen Präparate ausgezeichnet ist. Uebrigens sind auch alle die anderen naturhistorischen Gegenstände hier nicht

nur in den ausgesuchtesten Exemplaren vorhanden, sondern auch in der trefflichsten Ordnung aufgestellt. Nach dem britischen Museum und nach den Edinburgher Sammlungen, welche den ersten Rang unter den britischen naturhistorischen Sammlungen einnehmen, kommt wohl dieses Hunterian Museum zunächst. Es rangirt mit dem naturhistorischen Museum in Manchester und übertrifft die Sammlungen von York und von Oxford an Reichthum sowohl, als auch an Ordnung.

Wie das ganze Collegium von Glasgow mit Recht noch voll ist von dem Ruhme seines berühmten Ingenieurs Watt, so ist denn auch hier in dem Hunter'schen Museum eine Statue von ihm errichtet. Man sieht auch ein Oelbild von ihm in dem Versammlungssaale der Universität. Auch sind noch kleine Maschinen aufbewahrt, an denen er arbeitete. Bekanntlich war der junge Watt anfangs Ingenieur im Solde der Glasgow'schen Universität, die das Verdienst hat, sein Genie zuerst anerkannt und ihm Vorschub geleistet zu haben. Watt ist als der eigentliche Erfinder der Dampfmaschine anzusehen, denn wenngleich es schon vor ihm Dampfmaschinen gab, so wurde es doch erst durch die Verbesserung, die er daran anbrachte, (den Condensator) möglich, der Dampfmaschine diejenige Anwendung im Leben zu geben, die wir ihr später gegeben haben. Watt scheint zum Dampfmaschinen-Erfinder geboren zu sein, und er scheint beinahe von Jugend auf über dieser Idee seines Lebens gebrütet zu haben. Arago berichtet in seiner Lebensbeschreibung von Watt, daß ihn einst,

als er noch ein Knabe war, eine seiner Tanten so ausgescholten habe: „James, schäme Dich, immer so träumerisch und unthätig dazusitzen. Ich glaube, Du weißt zuweilen gar nicht, was du machst. Weißt Du nun wohl, daß Du diese ganze Zeit über nichts gethan hast, als den Dampf des Theekessels zu beobachten? Immer hast du den Deckel abgenommen und wieder aufgesetzt und hast ihn in den Dampfstrom gehalten und gesehen, wie der Dampf, in Wasser verwandelt, davon herabtröpfelt. Höre mir! Verliere Dich nicht so in Deine Träumereien, James, und beschäftige Dich mit etwas Ordentlichem und Nützlichem!" Sollte man nicht glauben, daß schon damals die Idee der Dampfmaschinen dem kleinen Watt wie ein unentwickeltes Embryo im Kopfe gesessen habe?

So wie die Bürgermeister der verschiedenen englischen Städte verschiedene Titel haben und bald Mayors, bald Lordmayors (in London, Dublin, York ꝛc.), bald Provosts und Lordprovosts (in Glasgow, Aberdeen ꝛc.), bald Sovereigns (in Belfast ꝛc.) heißen, so haben auch die Vorsteher oder Prorectoren der britischen Universitäten sehr verschiedene Namen. In Dublin z. B. heißen sie Provosts und hier in Glasgow „Principals" (Principale). Außer diesem Principal giebt es aber auch einen Lord-Rector, der gewöhnlich irgend ein Großer des Reichs ist. Diesen Lord = Rector wählen alle Professoren und Studenten zusammen, und es muß daher eine sehr populäre Person sein. Es ist bemerkenswerth, daß vor zwei Jahren ein Tory, Robert Peel, Lord = Rector von Glas-

gow war, daß sie jetzt aber einen entschiedenen Whig, den Marquis von Breadalbane, dazu gewählt haben. Es fragt sich, ob es noch andere britische Universitäten giebt, die liberale Volks- und Fortschritts-Männer an ihre Spitze gestellt haben. Die Opposition gegen das Tory-Gouvernement ist in ganz Schottland bedeutend, und die Tories haben sogar in Edinburgh so viel verloren, daß sie bei der letzten Parliamentswahl dort nicht einmal einen Candidaten vorzuschlagen gewagt haben. — Die Universitäten Oxford, Cambridge, Dublin und andere sind bekanntlich immer rein torystisch, die von Glasgow aber ist „rather a changing body“ (ein veränderlicher Körper), wie die Engländer sich auszudrücken pflegen. Vielleicht kommt dieß bloß von dem Einflusse her, den die Studenten dort bei den Wahlen ausüben.

Merkwürdig ist es, daß, während die Zahl der Studenten an den anderen Universitäten Großbritanniens fast immer bedeutend zugenommen hat, dagegen die „Universitas Glasguana“ oder „Glasguensis“ — (es ist ein Streit darüber, wie man schreiben soll) — immer an Studentenzahl verloren hat. Zwischen 1820 und 1826 waren hier nahe an 1600 Studenten, und jetzt giebt es deren nur noch 1000, unter denen sich, ebenso wie in Edinburgh, auch viele aus den britischen Colonieen befinden. Auf den englischen Universitäten in Oxford und Cambridge müssen alle Studenten von der Hochkirche sein oder sich ihr doch anschließen, weßhalb hier weniger junge Leute aus den oft dissentirenden Colonieen eintreffen, als in den schottischen

Universitäten. Die medicinische Facultät lockt die meisten fremden Schüler herbei, und daher sind auch die Disciplinar-Vorschriften für die Studenten in dieser Facultät besonders milde. Es ist schon oft bemerkt worden, daß die Jugend der freiheitliebenden englischen Nation einer so strengen Disciplin unterworfen wird, wie sie sich unsere Jugend gar nicht gefallen lassen würde. Einen solchen Censor z. B., wie er hier in Glasgow neben jedem Professor sitzt, würde man in unsere Auditorien einzuführen nicht wagen dürfen. Es ist das Amt dieses Censors, das Betragen der Studenten während der Vorlesung zu überwachen und jede Unart und Ungehörigkeit sich anzumerken. Eine sehr gewöhnliche Unart, auf die er zu achten hat, ist z. B. die in allen englischen Schulen so weit verbreitete Passion, die Schreibtische der Collegien als ein gutes Material für Sculpturübungen zu betrachten und allerlei Dinge darin auszuschneiden. Große Tafeln fand ich in den Glasgow'schen Collegien mit Anschlägen, welche den Künstlern dieser Art strenge Strafen androhten. Es ist für den Psychologen eine merkwürdige Erscheinung, daß unsere wilden, unbändigen Studenten, die solche Zügel sich gar nicht anlegen lassen würden, oft nachher in so gehorsame Bürger verwandelt werden, während aus den wie Schulknaben behandelten und beaufsichtigten britischen Jünglingen oft solche hartnäckige und kräftige Oppositions-Männer erwachsen.

Unter Humanität (Humanity) versteht man hier noch jetzt, wie ehemals bei uns, die Philologie oder vielmehr, da Philologie sich vornehmlich allein auf

das Lateinische und Griechische beschränkt, die Kenntniß des Griechischen und Lateinischen, und zwar insbesondere des Letzteren, da jenes, das Griechische, in England weniger eifrig als bei uns betrieben wird. „A professor of humanity" ist ein Lehrer des Lateinischen. Im Mittelalter, wo das Lateinische wirklich der Herold aller Musen war, war diese Benennung ganz recht und passend. Jetzt aber sollten doch allmählig solche alte, nichts mehr bedeutende Titulaturen unter den Gelehrten eben so wegfallen, wie die alten Feudal-Titel unter dem Adel. Das neue Humanitätslicht, das unter den Völkern Europa's durch das eifrige und fleißige Studium der Natur aufgegangen ist, hat sich hier durch die alte lateinische Humanität nur langsam Bahn gebrochen. Erst in den neuesten Zeiten haben sie hier einen Professor der Naturgeschichte eingesetzt. Erst seit 1818 haben sie einen eigenen „Professor of chymistry" (Professor der Chemie). Bis dahin war bloß ein „Lecturer" (Vorleser) für diese in Glasgow vor allen Dingen so äußerst wichtige Branche geduldet worden. Es giebt noch einige andere neuere Professoren-Stühle. Die alten Stühle (the old chairs) haben noch viele Vorrechte, z. B. freie Wohnung im Collegium selbst und dergleichen. Die neuen Stühle, deren seit 1806 etwa 9 eingesetzt wurden, führen nun mit den alten, mit denen sie auf gleichen Fuß gesetzt zu werden wünschen, einen Krieg hierüber. Sie verlangen freie Wohnung im Collegium und Stimmrecht in den inneren Angelegenheiten des Collegiums, was sie bisher noch nicht erlangt haben. Wahrscheinlich werden die neueren den

alten bald gleichgestellt werden. Auch in Bezug auf die Nationalität legt man die alten Vorurtheile und Beschränkungen ab. Sonst ließen die Schotten als Lehrer nur Schotten zu. Hudgisson war der erste Irländer, den man annahm, und auch jetzt wieder giebt es einen oder zwei Lehrer aus Irland an dieser Hochschule. Es ist dieß bemerkenswerth; denn ich glaube nicht, daß wir in Deutschland es wissen, daß die verschiedenen Unterthanen des großbritannischen Königreichs bisher noch so große Unterschiede unter einander zu machen gewohnt waren. Irische Studenten gab es dagegen von jeher eben so viele an der Glasgow'schen Universität, wie irische Arbeiter in seinen „Dying and colouring works" (Farbewerken). Diese irischen Studenten kamen meistens aus dem Norden Irlands und waren Presbyterianer, die der Erziehung wegen eben so nach Schottland wanderten, wie die irischen Katholiken nach Frankreich und Spanien. Wie die Erziehung der irischen Katholiken durch die Errichtung der katholischen Hochschule von Maynooth (seit 1785) im Lande selbst fixirt wurde, so wurde (seit 1810) auch für die „home education" (die inländische Erziehung) der irischen Presbyterianer in Irland selbst gesorgt durch die Errichtung einer presbyterianischen Hochschule in Belfast (the Belfast academical Institution oder the Presbyterian college of Ireland). Ja es gehen jetzt schon hie und da einige Presbyterianer aus Schottland nach Irland hinüber, um an dieser presbyterianischen Hochschule ihre Bildung zu empfangen.

Die meisten der schönen neuen Häuser in Glasgow, die Börse, der Western-Club, ein ausgezeichnetes Gebäude,

mehre Bankgebäude, so auch eine neue Jointstock-Bank, die gerade jetzt im Bau begriffen war, und unzählige, ja fast alle Privathäuser sind aus einem Sandsteine gebaut, der in der Nachbarschaft der Stadt gefunden wird. Dieser Sandstein nimmt sich, so lange er neu ist, sehr schön aus. Allein er hat einige Fehler. Erstlich sind viele Adern und Flecke darin, die von einer Einsprengung von Eisentheilen herrühren und die an der freien Luft rascher vergehen, und dann ist er an einigen Stellen weicher und blättert hier ab. Man findet in Glasgow und Edinburgh schon viele schöne Gebäude, die dadurch verdorben sind.

Die schönsten Privathäuser in Glasgow finden sich in dem westlichen Theile der Stadt, in dem Westende (the Westend), in welches sich die reichgewordenen Leute, die Geldmänner (the moneyed people), zurückziehen. Es ist dieß hier also gerade so wie in London. Auch in Edinburgh und in mehren anderen englischen Städten giebt es ein vornehmes Westende, das nicht bloß etwa aus Nachahmung Londons den Namen Westende führt, sondern wirklich der westliche Theil dieser Städte ist. Ich möchte wohl wissen, wie sich diese Erscheinung erklärt. Vielleicht hängt sie mit dem Rauch und den herrschenden Winden zusammen. Da die meisten Winde in England aus Westen wehen, so müssen die Westenden der englischen Städte die heitersten und am wenigsten räucherigen sein, und vielleicht werden sie aus dieser Ursache von der vornehmen Welt vorzugsweise bewohnt.

Nicht weit von diesem Westende der Stadt besuchte ich noch denjenigen Theil von Glasgow, der „Port Dun-

das“ genannt wird, wo ein Arm des großen, den Clyde und den Forth verbindenden Canales vorübergeht. Man steigt zu diesem Canale hinauf, denn er streicht auf dem hohen Ufer des „Clydesdale“ (Clyde=Thales) hin, und man sieht daher von Weitem die Schiffe und ihre Masten wie Thürme über die Häuser der Vorstädte hinwegragen. Es scheint einem die umgekehrte Welt, so das in der Höhe zu sehen, was man sonst nur in der Tiefe zu erblicken gewohnt ist. Es gehen auf diesem Canale kleine Boote, die von einem Pferde gezogen werden, und die sie „swift boats“ (schnelle Boote) nennen. Dann aber befahren ihn auch kleine Seeschiffe von 100 bis 200 Tonnen Last. Denn bei hohem Wasser ist der Canal durchweg 8 bis 9 Fuß tief. Das Canalsystem Schottlands ist der zerschnittenen Natur des Landes nach ein anderes als das irländische. In Irland verzweigen sich alle Canäle von einem Platze, von Dublin, aus, während in Schottland mehre von einander separirte Canäle das Land an verschiedenen Stellen durchschneiden, besonders an zweien, erstlich hier zwischen dem Forth und Clyde und dann im Norden in dem großen Thale von Albin (Glen-more-nan-Albin), wo der große caledonische Canal läuft. Dieser Canal ist 116 Fuß breit und 15 bis 20 Fuß tief, also ein Riesenwerk und eine wahre Verbindung zweier Meere, denn die größten Seeschiffe können ohne Umstände gleich aus dem Meere in ihn hineinsegeln, das Innere des Landes durchkreuzen und auf der anderen Seite wieder ins Meer hinausfahren.

III.

Von Glasgow nach Edinburgh.

Die großen „Dying and colouring works“ (Färbereien), welche zu den interessantesten Dingen gehören, die ein Fremdling in Glasgow besehen kann, sind ein großes „secret“ (Geheimniß), und ich hatte keine Hoffnung, daß sich mir eines derselben erschließen würde. Dazu kam nun der Sonntag, der noch so vieles Andere für mich mit Secret bedeckte und unzugänglich machte. Ich beschloß daher, diese geheimnißvolle Stadt noch an demselben Tage zu verlassen, und machte mich gegen Abend auf die Eisenbahn hinaus, welche nach Edinburgh führt. Auch hier auf der Eisenbahn war wieder Alles mit Geheimniß bedeckt; denn es war stockfinstere Nacht, außer in dem engen comfortablen Raume unseres Wagens, der nach der schönen und löblichen englischen Eisenbahnsitte sehr hell erleuchtet war, so daß wir, wenn auch nicht in natura, doch wenigstens auf dem Bild der Landkarte den Landstrich, den wir durchfuhren, studiren konnten.

Es ist dieß gerade der fruchtbarste, ebenste, bevölkertste und beßtbebaute Theil von Schottland, das eigentliche

schottische Central- und Mittelland, das Herzgebiet der schottischen Lowlands. Die Grafschaften, welche hier zwischen den Mündungen des Clyde und des Forth liegen, die Grafschaften Ayr, Renfrew, Lanark, Dumbarton, Stirling, Fife, Linlithgow, Edinburgh, greifen alle ganz oder doch mit der einen Hälfte in diese mittlere Ebene hinein, während sie mit dem anderen Ende entweder zu den nördlichen gebirgigen Hochlanden oder zu den südlichen gebirgigen Gränzlanden hinaufragen. Diese schönen Grafschaften haben eine 20, ja 30 Mal stärkere Bevölkerung als viele uncultivirte Grafschaften in den Gebirgen. So kommt z. B. in den Grafschaften Renfrew, Lanark, Edinburgh, Fife, Linlithgow, Stirling auf einen bis vier Acker (acres) eine Seele, während in den Grafschaften Argyle, Inverneß, Roß, Selkirk 20 bis 34 Acker von einer Seele bewohnt werden. Ja in der nördlichsten Grafschaft Schottlands, in Sutherland, welche sogar noch schlechter bevölkert ist als die Orkaden und Hebriden, kommt auf je 43 Acker nur eine Seele.

Hier um dieses mittlere kleine Ebenenstück Schottlands, das kaum 60 deutsche Quadratmeilen groß ist, dreht sich fast die ganze Geschichte des Landes. Hier finden sich nahe bei einander alle die berühmtesten Orte des Landes, die alten Königsresidenzen Perth, Stirling, Edinburgh, hier liegen noch jetzt, in geringen Entfernungen, die wichtigsten und größten Orte des Königreichs: Glasgow, Edinburgh, Paisley, Dundee, — hier sieht man eben so nahe bei einander alle die berühmten Schlachtfelder, die von Stirling, Falkirk, Bannockburn &c., auf denen Schottlands Schicksal so oft

entschieden wurde. Hier in dieser engen Zusammenschnürung des Landes gestaltete sich Alles, was für Schottland entscheidend und bestimmend wurde. Hier bildete sich die angelsächsische Sprache Schottlands aus, die das Celtische der Hochlande überflügelte. Hier faßte die Reformation zuerst festen Fuß, indem die Hochlande und der Rest des Landes nachfolgen mußten. Hier sind nach der Union der beiden großbritannischen Königreiche die merkwürdigen Schöpfungen der englischen Fabrikindustrie zuerst eingeführt worden. Und hier in diesem Mittelstück von Meere zu Meere laufen nun auch die beßten schottischen Wasser-, Eisen- und Steinstraßen, vor allen Dingen jener Forth- und Clyde-Canal, eine alte breite Heerstraße zwischen Edinburgh und Glasgow, und endlich, mitten zwischen beiden und beide mehr und mehr überflüssig machend, die große neue Eisenbahn, die direct von Edinburgh nach Glasgow geht, und die sich dann noch von beiden Städten aus mit verschiedenen Branchen in das Land verästelt.

Die Berliner, welche bekanntlich reich an Witzen sind, haben ein scherzhaftes Conterfei von ihrer Stadt, wie sie sich bei Nacht, wenn die Lampen und Lichter nicht brennen, ausnimmt, gemacht. Dieses Bild ist natürlich weiter nichts als ein in viereckigen Rahmen gefaßter pechschwarzer Fleck. Leider glich jenem „Berlin bei Nacht“ das ganze Land, das wir durchflogen, auf ein Haar. Denn das Wetter war draußen so schlecht und die Dunkelheit so groß, daß ich weder von dem Stücke von Dunbartonshire, noch von dem Ende von Stirlingshire, das wir durchstreiften, noch von West-Lothian, das wir recht in der Mitte durchschnitten,

noch auch von Mid-Lothian, in das wir zu Edinburgh hineinfuhren, auch nur das Geringste unterscheiden konnte. Und, wenn ich auch der Fingerspitze meines Reisegefährten, eines patriotischen Schotten, der mir in seinem Vaterlande Alles gern recht genau zeigen wollte, und der mir bald rechts auf die schönen großen und bevölkerten Dörfer bei Falkirk deutete, bald links auf das alte ein paar hundert Schritte von uns entfernte Schloß von Linlithgow, in welchem Maria Stuart geboren wurde, bald wiederum rechts auf irgend einen reizenden Landsitz eines schottischen Herrn hinwies, mit den schärfsten Blicken folgte, so stieß ich am Ende seiner Fingerspitze immer wieder auf denselben Gegenstand, auf undurchdringliche stockschwarze Finsterniß.

IV.

Edinburgh.

Endlich in Edinburgh wurde es wieder helle und zwar so brillant helle, daß es mir vorkam, als sei ich durch einen dunklen Raum des Weltalls von einem Sterne zum anderen geflogen. Nicht um ein Haar fand ich diesen Ausdruck zu stark. Denn in der That glaubte ich in das Centrum eines neuen Sternes zu gelangen, als die Eisenbahn mich ihrer Finsterniß entließ und als ich in einem kleinen Minibus*) durch die brillant illuminirten Straßen, Gartenthäler und Schloßberge Edinburghs dahin fuhr.

Man mag gelesen haben über Edinburgh, was man

*) Diese „Minibus" sind komische kleine einspännige und zweiräderige Wagen für vier Personen, die in Edinburgh in Gebrauch sind. Ich möchte gern wissen, woher das sonderbare Wort für diese sonderbaren Wägelchen entstanden ist. Den Engländern, die leicht etwas zu lang finden, ist das Wort noch zu lang, und sie verkürzen es gewöhnlich blos in „Bus," die Sylben „Mini" weglassend, indem sie z. B. sagen: „Will you go by the bus?" In Glasgow haben sie ähnliche Wagen, die sie „noddy" nennen.

will, so wird man durch diese Stadt, deren Lage und Häusergruppirung einzig schön sind, immer überrascht und entzückt werden. Ich glaube, man würde Edinburgh ohne Zweifel für die pittoreskeste und schönste Stadt der Welt erklären müssen, wenn nicht das neidische Schicksal ihm einen großen Vorzug völlig versagt hätte, nämlich den eines schönen Wasserspiegels, von dem Edinburgh keine Spur besitzt. Es ist eine reine Binnenland-, eine reine Berg- und Thalstadt, und alle Reize, welche die verschiedenen Nuancen des Bodens, Hügel, Berge, schroffe Felsen, Thäler, Vertiefungen, Schluchten, einem menschlichen Wohnorte geben können, besitzt sie, aber des lebendigen Wassers entbehrt sie völlig. Denn sie liegt zwei Meilen von dem Frith von Forth entfernt, und der kleine Bach Leith, der nicht einmal den Namen eines Flusses in Anspruch zu nehmen wagt, sondern sich nur „Water of Leith“ (das Leithwasser) nennt, schleicht bescheiden und schüchtern im Nordwesten von der großen Stadt vorüber. Ich kenne (Birmingham ausgenommen) keine Stadt, die so wasserlos wie Edinburgh ist; denn außer einem kleinen Canalbassin, ist nicht einmal ein kleiner See, nicht einmal ein Mühlenteich innerhalb der Mauern der Stadt. Nicht weit von der Stadt giebt es einige kleine Seeen, und ich denke mir, die Edinburgher Bürger müssen hier oft zu diesen Seeen hinauslaufen, um doch einmal ein Stück Wasser zu sehen.

Man hat Edinburgh seiner schönen Lage wegen mit Athen verglichen und nennt es daher auch (zum Theil freilich auch der hier blühenden Wissenschaften wegen) das Athen des Nordens. In der That, die Aehnlichkeit ist

außerordentlich frappant. Denn auch Athen ist fast blos Berg- und Thalstadt. Vielleicht nur ist sein Ilyssus noch etwas größer und der Stadt selbst auch näher als der Leith. Auch Athen liegt wie Edinburgh im Innern des Landes und hat am Meere seinen Pyräus wie Edinburgh seinen Hafen Leith. Auch selbst die Berge in der Nähe von Edinburgh gleichen denen in der Nähe von Athen. Nur glaube ich, daß Athen noch entschieden mehr Ehre dabei einernten könnte, mit Edinburgh verglichen zu werden, als Edinburgh davon hat, Athen an die Seite gestellt zu werden. Denn es ist wohl kein Zweifel, daß hier im nördlichen Athen, was die Naturlage betrifft, Alles noch viel großartiger und schöner ist, als es je in jenem südlichen war.

Eigentlich hatte ich den Plan, gleich den folgenden Tag wieder weiter zu gehen, um sogleich die noch ziemlich leidliche Jahreszeit zu einem kleinen Ausfluge in die Hochlande zu benutzen. Allein der Anblick von Edinburgh erfüllte mich so mit Entzücken, daß ich nicht umhin konnte, dieser herrlichen Stadt zuerst noch ein paar Tage zu widmen und ihren Bauplan zu studiren.

Um sich einen recht deutlichen Begriff davon zu machen, fasse man sofort denjenigen Punkt ins Auge, welcher für die ganze Edinburgh'sche Häusergruppirung und Lage der wichtigste ist, nämlich den Schloßberg. Dieser Schloßberg, eine auf drei Seiten schroff absetzende Trappfelsenmasse, ist durch seine Höhe und ganze Gestalt, so wie dadurch, daß er weit umher die Ebene beherrscht, wundervoll zu einer alten Befestigung geeignet, und ohne Zweifel ist er es, der hier zunächst zur Ansiedelung von Menschen Veran-

lassung gab. Auch steigt seine Bebauung in ein unbekanntes Alterthum hinauf, eben so wie die Bebauung der Akropolis in Athen. Jetzt ist er mit neuen und alten Befestigungen gekrönt.

Auf der einen Seite hängt er mit dem übrigen Lande zusammen und verflacht sich, sehr allmählig in ein Thal verlaufend, welches zwischen zwei anderen Bergen liegt, einem kleinen, dem „Caltonhill" und einem großen, den „Salisbury-Craggs"*), deren höchste Spitze „Arthur's Seat" heißt. In dem Thale zwischen diesen beiden Bergen, wo sich, wie gesagt, die äußersten Wurzeln des Schloßberges verstecken und verlaufen, liegt der alte Palast der Könige von Schottland „Holyrood-palace," und zwischen diesem Thalpalaste und jenem Bergschlosse steigt auf dem Rücken jener Schloßbergwurzeln nun die Hauptstraße des alten Edinburgh, die „Highstreet" (die Hochstraße)**) hinan, Palast und Schloßfestung mit einander in gerader Linie verbindend.

Zur Rechten, wie zur Linken von Highstreet, die, wie gesagt, eine Straße auf dem Rücken eines Berges ist, gehen nun zahlreiche, äußerst enge kleine Gäßchen hinab, eine Partie nach Süden und eine Partie nach Norden. Diese Gäßchen werden „Closes" genannt. Sie sind gewöhnlich kaum so breit, daß ein paar Menschen sich bequem darin

*) „Cragg" ist wohl dasselbe celtische Wort, das in Irland „Carrick", in Wales „Craig" lautet, bedeutet aber dort, wie hier, so viel als Fels.

**) Der eine Theil dieser Straße in der Nähe von Holyrood-house heißt eigentlich „Canongate", und der andere in der Nähe des befestigten Schlosses „Lawnmarket".

neben einander vorüber bewegen können. Und da sie dabei von erstaunlich hohen Häusern gebildet werden, und noch dazu, wie gesagt, bergab gehen, so nehmen sie sich meistens wie schmale Felsenspalten in einer großen Steinmasse aus.

Die besagte Highstreet mit allen ihren unzähligen Closes zu beiden Seiten und mit ihren zu 7 bis 8, ja zu 9 Stockwerken hoch aufgethürmten und eines über das andere herausragenden Häusern bildet das Hauptstück des antiken Theiles von Edinburgh, der sich zwischen Holyroodhouse und dem Schlosse, wie zwischen seinen zwei Angelpunkten, befindet.

Auf beiden Seiten des bezeichneten Bergrückens, der sich mit der schroffen Spitze des Schloßfelsens endigt, entstehen nun Vertiefungen oder Thäler. In das nördliche dieser Thäler läuft von Holyroodhouse aus die Straße, welche „North Back of Canongate“ genannt wird, und in das südliche die Straße „South Back of Canongate“ hinein. Die letztere verbindet sich mit mehren anderen alten Straßen (Cowgate, Grassmarket), welche dieses Thal erfüllen, und die erstere führt in die Nähe des Fischmarktes und mehre Gärten, welche jenes nördliche Thal bedecken.

Jenseit dieser beiden Thäler beginnt dann das neue Edinburgh, welches jenen alten Kern mit einer Hülle schöner moderner Gebäude umgeben hat, insbesondere jenseit des nördlichen Thales, welches das breiteste und vornehmste ist, und jenseit dessen der größte und prächtigste Theil des neuen Edinburghs liegt, das erst seit

der Vereinigung Schottlands mit England und vorzugsweise seit der Regierung Georg's III. gebaut ist. Will man die vielen neuen Gebäude, Straßen und Plätze, welche noch im Süden der alten Stadt liegen, als vergleichsweise unbedeutend, nicht berücksichtigen, und auch jenes angegebene südliche Thal, als sehr schmal, nicht beachten, so kann man auch sagen, Edinburgh zerfällt in eine alte und eine neue Stadt, die beide durch ein tiefes, mit Gärten ausgefülltes Thal von einander getrennt sind.

Die neue Stadt liegt der alten gegenüber, und ihre Hauptstraße (Georgestreet) läuft der alten Highstreet parallel, ebenfalls auf dem Rücken einer länglichen Erhebung hin, die aber bei Weitem nicht so hoch ist, wie die der alten Stadt. Diese Georgestreet ist eine der imposantesten Straßen Europas, mit schönen Gebäuden und hohen Monumenten, z. B. von Pitt, Georg IV. rc. geschmückt. Von ihr geht es abermals in verschiedenen breiten herrlichen Straßen, die mit den Closes in der Altstadt den merkwürdigsten Contrast von der Welt bilden, zu einem, mit Gärten gefüllten Abhange hinab, auf dessen nördlicher Seite die Stadt noch ein Mal beginnt. Mehre quadratische, cirkelrunde, elliptische, octogone freie Plätze und Gärten (Squares) zieren diesen neuen Stadttheil, so wie eine Menge der schönsten Gebäude.

Von jenen beiden Bergen, von denen wir oben sprachen, die das Thal und die Parks von Holyroodhouse in die Mitte nehmen, gehört einer noch in die Stadt hinein, der Calton-Hill, der andere aber, die Salisbury-

Craggs, fällt seiner gar zu großen Steile und Höhe wegen ganz den Geistern der Wildniß anheim. Diese Salisbury-Craggs sind ein schroffes Trappvorgebirge, fast wie Bengore oder Fairhead in Irland. Ihr Abhang ist vollkommen schroff, fast senkrecht, und ihr grasreicher Kopf ist von Ziegen- und Schafhirten mit ihren Heerden bedeckt. Der Anblick dieses großen vulcanischen Gebildes ist so wild, daß man wie in Irland denken sollte, die Brandung eines stürmischen Oceans müsse sich an diesen Felsen aufbäumen, und statt dessen findet sich an ihrem Fuße die Eleganz einer friedlichen Residenzstadt entfaltet. Man sieht die ernste, fast mitten in die Stadt hinein springende Figur der Salisbury-Craggs fast aus allen Häusern und von allen Straßen her.

Der andere Hügel, der Calton-Hill, ist, wie gesagt, noch mit in die Stadt hineingezogen, da es leichter war, ihn mit Spaziergängen, Anlagen und Gebäuden zu versehen. Die Schotten haben ihn, wie es scheint, zu einem Träger der Denkmäler ihrer Hauptthelden und Dichter bestimmt, denn er ist mit mehren großartigen Monumenten bedeckt. Erstlich findet man daselbst ein hohes Monument für Nelson, das einer Art von Leuchtthurm ähnlich sieht, dann eines für Playfair, ein anderes für Dugald Stewart, und am Fuße des Hügels ein viertes für den Dichter Burns, der sich auf seinem Sterbelager gefreut haben würde, wenn er nur über einen Theil der Summe zu disponiren gehabt hätte, die man nach seinem Tode auf Monumente für ihn verwendet hat. Endlich zeigt sich der Anfang zu einem großen Monumente, das diesen Monumenten-Hügel krönen

sollte, wie das Parthenon die Akropolis in Athen. Dieß merkwürdige Monument, „the national monument“, sollte ein Tempel nach der Art eben jenes Parthenons werden und dem Andenken der Sieger bei Waterloo gewidmet sein. Entweder war aber die Begeisterung für diese Idee nicht dauernd genug, oder sie stand in keinem richtigen Verhältnisse mit der Besorgniß, zuviel Geld auszugeben. Kurz es wurden nur 10 oder 12 Säulen, deren jede 1000 Pfund Sterling kostete, von diesem Tempel fertig.

So also ungefähr ist der Plan von Edinburgh gezeichnet, und die bezeichneten Punkte enthalten etwa die Hauptzüge des zauberischen Bildes, welches diese Stadt gewährt. Man denke sich nun das Ganze, das wir nur langsam und Stück für Stück beschreibend entwickeln konnten, auf ein Mal in Wirksamkeit, auf ein Mal sich dem Auge darstellend, und in kurzer Zeit dem in den Straßen in einem kleinen „Bus“ Umherirrenden in stets neuen und neuen rasch vorüberfliegenden Gruppen sich zeigend, — diese herrlichen, imposanten Straßen der Neustadt, welche, obgleich winkelrecht und regelmäßig, doch nicht langweilen, weil sie auf- und niedersteigen, — diese schönen Squares und Gärten, die überall zwischen die Paläste eingeschoben sind, — diese großen Gebäude der engen Straßen der Altstadt, die, obgleich schmuzig und armselig, doch, weil auf einem Berge aufgethürmt, sich schön und pittoresk präsentiren — diese trockenen, mit Gärten oder Häusern angefüllten Thäler und Schluchten, über die man auf anderen Straßen oder herrlichen großartigen Brücken — (wenn auch Edinburgh nicht einen Tropfen Wasser hat, so besitzt es doch eine Menge imposanter

Brücken) — hinwegsetzt, — nun die Aussicht aus dem Straßengetreibe oben in das Marktleben unten, — dazu überall die schönsten, reichsten und interessantesten, ältesten und neuesten, griechischen und halbgothischen Gebäude, im reichsten Styl und zwischen diesen Gebäuden dann den mit Monumenten gekrönten Calton-Hill, den mit Befestigungen bedeckten Schloßhügel und den von der Sonne oder von Wolken bewandelten Arthurs-Seat, die überall sich zwischen den Gebäuden präsentiren,— ich sage, denkt man sich dieß Alles lebhaft, so wird man sich ungefähr eine schwache Idee davon machen können, welche außerordentliche malerische Genüsse eine Spazierfahrt zwischen den Straßen dieser Stadt — „Scotland's darling seat“ (Schottlands Lieblingswohnort), nennt sie Walter Scott, „the Auld Reeky“ (die alte Räucherige) wird sie auch wohl beim Volke genannt, das dabei noch der alten Zeiten gedenkt und die neuen schönen Umwandlungen nicht berücksichtigt, — gewähren muß.

In der schönen, reinlichen, eleganten, ja prachtvollen Neustadt scheinen durchweg nur wohlhabende und reiche Familien zu wohnen. Es sind dieß die Professoren der Universität, eine außerordentliche Zahl von Rechtsgelehrten, (man sagt, daß nicht weniger als 8000 Einwohner, Kinder und Frauen eingerechnet, diesem Stande angehören) und alsdann ebenfalls eine Menge Familien von der Nobility und Gentry, und zwar diejenigen, deren Einkommen nicht groß genug ist, um die Kosten einer beständigen Residenz in London bestreiten zu können, und überhaupt eine Menge den gebildeten Ständen angehöriger Leute, die sich aus ganz Schottland und selbst aus einem Theile von England

nach Edinburgh ziehen, wo sich ihnen alle Genüsse eines geselligen und gebildeten Lebens auf eine bequemere Weise und zu einem billigeren Preise darbieten als in London. Edinburgh ist in Bezug auf die Größe seiner gebildeten Gesellschaft und in Bezug auf die Ressourcen, welche eine solche in Anspruch nimmt, die zweite Stadt im britischen Reiche, und es bildet in dieser Beziehung einen besonderen Contrast mit Dublin, von dessen Absenteeismus hier keine Spur zu finden ist. Da Edinburgh nicht Handels- und Fabrikstadt ist, sondern nur Universitäts-, Obergerichts- und Adels-Residenzstadt, so kommen viele Familien wegen der Erziehung ihrer Kinder hierher. Die Schotten, die in alle Theile des Globus zur Erlangung von Reichthümern hinauswandern, lassen sich, wenn ihre Bemühungen mit Erfolg gekrönt waren, ebenfalls meistens in der Hauptstadt ihres geliebten Vaterlandes nieder. Mit der Universität allein sollen nicht weniger als 4000 Personen entweder als Studenten oder als Professoren oder als Professorenkinder in Verbindung stehen, und es mag daher wohl wahr sein, was die Schotten behaupten, daß fast ein Drittel der 150,000 Einwohner der Stadt den gebildeten Ständen angehöre.

Vorzüglich schön nimmt sich Edinburgh bei Abend aus, und ich glaube, es giebt keine Stadt in Europa, die so sehr durch das Anzünden der Straßenlampen und der Stubenlichter geziert wird wie sie, — besonders die alte Stadt, deren über einander gethürmte Häuser man an der ganzen langen und prächtigen Prinzenstraße, die am Rande jenes wasserlosen, aber blumen- und baumreichen Thales wie ein Quai an einem Flusse hinläuft, sich gegenüber sieht. Diese alte

Stadt flimmert selbst an den gewöhnlichen Wochentagen von zahllosen Lichtern wie ein gestirnter Himmel, und wie andere Städte an hohen Festtagen. Es ist aber die Armuth, die an diesem Lichterreichthume schuld ist. Denn alle diese großen hohen Gebäude sind von armen Leutchen bis unter das Dach gefüllt. Eine jede Stube wird von einer Familie bewohnt, und da diese Leute bis spät in die Nacht hinein geschäftig sind, so flimmert aus jedem Fenster ein Lichtlein, während bei den Häusern der Reichen oft lange Zimmerreihen unbenutzt und dunkel daliegen.

„Sie müssen selbst hineingehen in die engen Gassen dieser alten Stadt und müssen sehen, in welchem Elende, in welchem Schmuze dort das arme Volk lebt", sagte mir ein deutscher Landsmann in Edinburgh. „Denn thun Sie dieß nicht, so kehren Sie wahrscheinlich, wie so viele andere Fremde, nach Deutschland zurück und loben die Pracht dieser englischen Städte, die Gastfreiheit ihrer Bewohner, die herrlichen Diners, und was weiß ich was noch sonst, und vergessen gänzlich der Armen, wie die Engländer ihrer vergessen. Ich sage Ihnen, wenn Sie mit mir in jenen Häusern herumkriechen wollen, da werden Sie unerhörte Dinge sehen, wie Sie sie noch nie gesehen haben. Denn es existiren dort menschliche Zustände, Schmuz- und Elendsscenen, wie sie in einem ordentlichen Staate gar nicht vorkommen, und gar nicht vorkommen dürfen."

In der That, hätte ich die Zustände der Armen in den polnischen Städten nicht gesehen, und hätte ich nicht auch anderswo in der Welt überall viel Jammer, Schmuz und Elend mit der Armuth verbunden gefunden, so würde ich

sagen, die Armseligkeit und der jämmerliche Zustand der Armen in den alten Stadttheilen von Edinburgh sei das Trübseligste, was man auf Erden sehen könnte. In der Masse von Armuth und Elend, die es in diesem irdischen Jammerthale giebt, mag man kaum darüber entscheiden. So viel aber ist gewiß, daß die Lebensweise dieser Edinburgher Armen ihre ganz eigenthümlichen Uebelstände hat, die vorzugsweise aus der merkwürdigen Bauart dieses Stadttheils, die wir oben beschrieben, entspringen.

Jene Closes sind nämlich die engsten Gäßchen, die irgendwo in der Welt vorkommen. Denn sowohl die engen Gassen in Genua als auch die der orientalischen Städte sind breite Landstraßen dagegen. Einige stellen in der That buchstäblich nur einen 1½ bis 2 Ellen breiten Spalt zwischen den Häusern vor. Sonst waren die Häuser an den Seiten dieser Closes von Edelleuten bewohnt, und viele tragen auch noch heutiges Tages den Namen alter Familien; so z. B. heißt einer „Morrison's Close“, ein anderer „Grey's Close“, ein dritter „Stewart's Close“, ein vierter „Blyth's Close“. Diese Herren bauten sich mit Fleiß in so engen Räumen ein, um gelegentlich desto sicherer sein und ihre Straße verrammeln zu können. Selbst der Name Close scheint auf diesen Zweck hinzudeuten. In einigen Closes sieht man noch die Wappen solcher alten Familien vor den Thüren angebracht. Und in dem Blyths-Close wird noch der Palast der Königin Marie von Guise gezeigt, welche von 1554 bis 1560 Regentin von Schottland war. Er liegt jetzt halb in Ruinen und ist, wie alle die anderen

Ritterhäuser, von oben bis unten mit armen Leuten bevölkert.

In einem anderen Close, „the Bakehouse Close“ genannt, befindet sich das alte Haus der Earls von Gosford, ehemals ein Prachtgebäude, jetzt ebenfalls von den ärmsten Leuten bewohnt. Nahe dabei steht der Palast einer noch berühmteren Familie, der Earls von Moray, und nicht weit davon der der Herzöge von Queensberry, nun ein Haus für Bettler. Aehnliche berühmte und jetzt degradirte Häuser findet man überall.

Die Armen habe ich noch nirgends reinlich gefunden, denn nur Wohlhabenheit giebt Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit. In England gehört schon ein großer Grad von Wohlhabenheit dazu, bis diese Liebe zur Ordnung — zur Reinlichkeit und Sparsamkeit kann ich noch hinzusetzen — eintritt. Die englischen Armen sind nur gar zu oft Verschwender, Trunkenbolde und in Schmuz begraben. Ich glaube, von den schottischen Armen gilt dieß noch mehr. Dem Allen nach kann man sich nun denken, welche Unlieblichkeit, welcher Gestank, welcher Schmuz einem aus jenen Closes entgegenathmet. Da die Sonne und der Wind nie hineinkommen, so sind sie fast immer feucht. An manchen Stellen sah ich Schmuz liegen, der Jahre lang angehäuft zu sein schien. Auf wunderlichen Treppen, die oft wie Leitern von außen angesetzt sind, gelangt man in das Innere und Obere der Häuser, von denen einige inwendig ein Labyrinth von Gängen, steinernen Treppen und armseligen Höhlen enthalten. Aus diesen Löchern und Höhlen hat man zuweilen die herrlichsten und eigenthümlichsten Aussichten und Durch-

blicke durch die besagten Straßenspalten auf die Neustadt und ihre Gärten und Berge. Denn, wie ich schon bemerkte, die meisten dieser Closes gehen am Berge hinab und sind daher zum Theil Treppengänge, und es ist so mitunter erlaubt, in die schöne Tiefe hinabzuschauen.

Die Cholera grassirte schrecklich in diesen oft für den Arzt eben so wie für die Polizei, für die Sonne und andere wohlthätige Kräfte unzugänglichen Häusern, und auch jetzt noch, sagt man, sollen ansteckende Krankheiten hier nie ganz aufhören. Es sind auch viele Irländer unter den Bewohnern dieser Ruinen, und da diese ohne Schweine nun einmal nicht sein können, so nehmen sie diese ihre Lieblingsthiere oft hoch unter die Dächer mit sich hinauf, wo sie sie in dem Schlafgemache irgend eines Hofmannes und Ritters James des Fünften oder Sechsten großfüttern. Man erzählt sich in Edinburgh, daß, als zur Cholerazeit die Polizei hineindrang und Ordnung und Reinlichkeit schaffen wollte, man einmal eine Partie Schweine von dem vierten Stockwerke aus dem Fenster habe herablassen müssen, weil sie unversehens für die enge Passage der steinernen Stubenthür zu dick und fett geworden seien.

Die meisten der Edinburgher Verbrechen werden in diesen Closes ausgeführt, die den Leuten die beßte Gelegenheit geben, Raub und Diebstahl zu begehen, gestohlene Sachen zu verbergen oder einen Mord zu vollbringen. Da die Fußgänger sich zuweilen nicht ausweichen können, ohne sich zu berühren, so kann der Mörder allenfalls im Vorübergehen sein Opfer an der Wand zerdrücken, indem er ihm sofort das Athmen und Schreien benimmt und mit einem Stoße nachhilft. Ich glaube,

diese engen Gassen gaben dem berühmten Mörder Burke den Gedanken zu seinen fürchterlichen Mordthaten ein, und einer dieser Closes, Westport genannt, der vom Grasmarkt hinaufführt, war auch der Schauplatz seiner Missethaten, wo er den kleinen hübschen italienischen Orgelspieler-Buben auflauerte und ihnen die erstickende Pechmaske überwarf.

Ich muß sagen, ich gewann für die außerordentlichen Zustände und Haushaltungen in diesem antiken Edinburgh, die nirgend ihres Gleichen finden, eine Art von Passion und besuchte sie mehre Male bei Nacht und bei Tage. Der traurigste Gedanke, der sich mir dabei aufdrängte, war der, daß diese Zustände sich noch lange, bis in eine unabsehbare Zeit hinaus fortschleppen werden. Es geschieht freilich, wie man mir sagte und wie ich auch selbst hie und da bemerkte, Manches von den Edinburgher Obrigkeiten dafür, um die Closes zu reinigen, aufzuräumen, zu erweitern oder wo möglich ganz zu beseitigen. Zuweilen werden alte verfallene Gebäude ganz niedergerissen, und den Armen anderswo Wohnungen angewiesen. Allein die Stadt Edinburgh hat nur 30,000 Pfund Sterling Revenueen, und was sie davon auf Verbesserung der Altstadt verwenden kann, ist unbedeutend im Verhältniß zu der Größe des Augiasstalles, den es hier zu reinigen gilt. Die alten Gebäude sind, wie gesagt, so solide gebaut und so groß, daß eines wegzubrechen schon viele Kosten macht, und daß vorauszusehen ist, sie werden noch lange stehen.

Manche andere Stadt ist durch das schreckliche Mittel einer Feuersbrunst von alten Unbequemlichkeiten be-

freit worden und zu einer verbesserten neuen Bauart gelangt. Aber auch darauf ist hier, wenn so etwas wünschenswerth wäre, nicht zu hoffen, eben wiederum, weil die Gebäude meistens von Stein so solid gebaut sind.

Wäre nicht das menschliche Gemüth so wunderlich eingerichtet, daß es gewöhnlich weder durch das nahe Schöne, noch durch das nahe Elend zur Begeisterung und zum Eifer gereizt wird, so müßte man sich darüber wundern, daß es unter den reichen Edinburghern in der Neustadt auf der anderen Seite des besagten Thales wohl zwar Gesellschaften für Bekehrung der Juden und der Neger giebt, daß aber keine einzige daselbst existirt, die es sich zum Zweck gesetzt hätten, Gelder zusammenzubringen, um damit nach und nach einige von den alten Höhlen in der Altstadt anzukaufen, um sie der Zerstörung zu überliefern und somit etwas mehr Luft und Licht, Gesundheit und Moralität in dieses Häuserconglomerat zu bringen. Die Bedürfnisse der Neger und Juden in fernen Zonen kennen diese Leute gar nicht. Was ihren Armen aber mangelt und wie ihnen zu helfen sei, könnten sie selber am beßten wissen, da sie sie immer vor Augen haben. Allein wie überall in der Welt mehr Freude ist über einen Neubekehrten, so ist auch in Edinburgh mehr Jubel über einen einzigen getauften Schwarzen als über hundert der Bildung, dem gesitteten Leben und dem Christenthum inniger verknüpfte Arme. Die Edinburgher Presbyterianer mit ihrem Missionseifer sind einem Hirten zu vergleichen, der hundert kranke Schafe unter seiner Heerde hat, und der, statt sein Geld für Aerzte und Medicin zu ihrer Heilung auszugeben, es für den Ankauf irgend

eines raren und kostbaren Bocks verwendet, da er doch durch die Wiederherstellung seiner hundert Schafe seine Heerde weit mehr vergrößern würde. Dem Armen in Highstreet und ihren Closes die Bitterkeit seines Lebenskelchs zu versüßen, ihm den Toddy *)-Becher aus der Hand zu reißen und ihm den Becher des Heils an die Lippen zu drücken, das wären so würdige Gegenstände eines Missionärs, daß ich nicht begreife, wie es kommt, daß nicht schon längst Propheten für diese Sache aufgestanden sind. Allein es ist offenbar, daß die Leute einen Missionär, der aus Afrika von den Schwarzen, oder aus Australien von den Braunen, oder aus der Walachei von den Juden zurückkehrt, ganz anders mit Lob und Lorbeerkränzen überschütten, als einen Edlen, der die Closes und die Highstreet zum Schauplatz seiner Gärtnerarbeit machen würde.

Das Merkwürdigste, was ich auf meinen wiederholten Spaziergängen in den Gäßchen der Edinburgher Altstadt sah, waren die Irländer. Ich fand sie hier keinesweges unter den Elendesten, dieß waren in der Regel immer Schotten selbst. Gewöhnlich sind die Irländer hier die kleinen Krämer (Shopkeepers). Die Leute sagten mir, die Irländer hier wären mit Wenigem immer besser daran als die Schottländer mit Vielem. „Ja es würde uns sogar ganz gut gehen", sagte mir ein Irländer, „wenn wir nur immer gleiche Rechte mit den Schotten erlangen könnten. Aber es wird uns schwer, in die Gesetze hineinzukommen (to get in the laws)."

---

*) „Toddy" heißt in Schottland der Whisky.

Eine Promenade von der Höhe des Schloßberges die Highstreet und Canongate hinab bis nach Holyroodhouse und seinen schönen Gärten im Thale gehört zu den interessantesten städtischen Spaziergängen, die man irgendwo machen kann. Man beginnt oben auf der Spitze des Schlosses mit der Besichtigung der schottischen Kroninsignien, die in einem hochgelegenen kleinen Zimmer, in einem Theile des Schlosses, das Marie von Schottland gebaut haben soll, aufbewahrt werden. Diese schottischen Kroninsignien haben so merkwürdige Schicksale gehabt, wie außer der ungarischen Krone kaum andere von Europa. Sie verschwanden nämlich für mehr als **100** Jahre ganz und gar, und Niemand wußte, wo sie geblieben waren. Im Jahre **1707**, zur Zeit der Union Schottlands mit England, versteckten sie einige schottische Patrioten, in einen Kasten verpackt, in dem hohen Theile des Schlosses, wo sie jetzt gezeigt werden, und vermauerten sie daselbst insgeheim, ich glaube aus Furcht, daß die Engländer sie nach London entführen möchten. Man vergaß nachher völlig, wo sie waren. Erst im Jahre **1818** wurden sie wieder aufgefunden und nach Erbrechung der Mauer ans Tageslicht gezogen, — oder doch wenigstens ans Kerzenlicht, denn das kleine niedrige Zimmer, in dem sie bei beständig brennenden Spermacetikerzen in einer eisernen Gitterlaube liegen, ist dem Sonnenlicht nicht zugänglich. Man sagte mir, daß Walter Scott einige Nachrichten über ihr Versteck erhalten und viel zu ihrer Auffindung und Entdeckung beigetragen habe. Mir scheint, daß dieß in der That ein merkwürdiger Umstand ist. Denn da es fast nicht glaublich ist, daß nicht immer noch

Einige um den Ort, wo die Kroninsignien verborgen waren, gewußt haben, so zeigt es, daß unter dem höheren schottischen Adel es immer noch Einige gab, die dem Frieden bis auf die letzte Zeit herab nicht recht trauten und die immer noch einen kleinen Schimmer von Hoffnung nährten, daß von jenen Kroninsignien, die seit der Union nichts weiter als interessante Antiquitäten sind, da die Könige von England mit der im Tower in London aufbewahrten großbritannischen Krone zugleich auch die von Schottland aufsetzen, doch noch einmal gelegentlich ein praktischer Gebrauch gemacht werden könnte. Daß die Insignien in der Revolution von 1745 nicht in ihrem dunklen Zufluchtsorte gestört wurden, erklärt sich einfach daraus, daß das Schloß gar nicht in die Hände des Prätendenten Carl Stuart fiel, der es vergebens belagerte.

Die besagten Insignien bestehen übrigens in einer Krone, deren Reif oder Cirkel noch für Robert Bruce gemacht sein soll (in Schottland soll noch immer Alles wo möglich von Robert Bruce herrühren, wie in Deutschland von Karl dem Großen, wie in Ungarn von Stephan dem Heiligen, wie in Rußland von Monomach), alsdann in einem Scepter, für Jacob V. gemacht, einem Schwerte, das der Papst Julius II. an Jacob IV. schenkte, und noch einigen anderen Stücken. Neben den ausländischen Perlen und Edelsteinen spielen in diesen Insignien besonders die berühmten schottischen Krystalle, die man „Cairngorms“ nennt, eine Hauptrolle. Ein schöner großer Cairngorm sitzt auf Jacob's V. Scepter, ein anderer auf einem Scepter, das aus Jacob's III. Zeit herrührt. Diese Cairngorms sind rauch-

farbige Quarze, die in dem Granite des Berges Cairngorm im Norden von Schottland in Invernesshire gefunden werden. Sie sind den noch nördlicheren isländischen Krystallen ähnlich. Die schottischen Patrioten freuen sich, mit einem dieser hübschen vaterländischen Steine ihre Dolche, Jagdmesser, Schnupftabakdosen, Spazierstöcke oder dergleichen Dinge besetzen zu können, und hier fand ich sie sogar auch auf dem Scepter der Könige von Schottland. Außer diesen Kroninsignien auf dem Edinburgher Schlosse und denen, die im Tower von London aufbewahrt werden, hat Großbritannien keine. Denn Irland, obgleich es ein Königreich genannt wird, besitzt dergleichen nicht, außer etwa einige alte Kroninsignien von den Provinzialkönigen von Munster und Leinster, die, wie man mir gesagt hat, noch von irischen Privatleuten aufbewahrt werden sollen.

Es giebt fast in jeder, einigermaßen bedeutenden englischen Stadt einen solchen Schloßberg mit einer alten oder neuen Befestigung und mit einer alten oder neuen Königs- oder Gouverneursresidenz. Es ist sonderbar, sie sehen sich fast alle unter einander ähnlich. Sie gleichen alle mehr oder weniger dem Windsor-Castle. Und ich würde auf den ersten Anblick sogleich ein englisches Stadt-Castle wiedererkennen und von anderen Schlössern zu unterscheiden wissen, ohne daß ich sogleich alle die Eigenthümlichkeiten und Unterscheidungsmerkmale in Kürze aufzählen könnte.

Unter beständigen schönen Aussichten schreitet man über die hohe Esplanade, wo englische Rothröcke, vom Volke „Lobsters“ (Hummer) genannt, einexercirt werden, zur Altstadt selbst hinüber. Zur Linken ist diese durch

einen breiten Erddamm (earthen mound) mit der Neustadt verbunden, und zur Rechten mit den Vorstädten durch eine herrliche Brücke (George IV. Bridge), unter der der Strom der armen Bevölkerung von Cowgate, oder vielmehr, wie die sächsischen Schotten diesen Straßennamen aussprechen, von Kuhgate, hinwegfluthet.

Nahe bei dieser Brücke liegen die herrlichen Gebäude des alten schottischen Parliaments und der obersten Gerichtshöfe des schottischen Königreichs (the courts of law), welche zu gleicher Zeit die berühmten Bibliotheken der schottischen Advocaten (advocates — man findet hier wieder diesen in Deutschland wohl bekannten, in England aber nicht gebräuchlichen Namen) enthalten. Die größte Halle dieses Gebäudes, die für die Parliamentssitzungen gebaut wurde, dient jetzt den Rechtsgelehrten zu einer Art von Versammlungsplatz oder Promenade. Ich kam auf meiner Promenade hier gerade in diesen Saal, als eben daselbst einige hundert Rechtsmänner oder „Gown-men" (Robenmänner), wie das Volk auch wohl alle Civilisten nennt, versammelt waren; ein eigenthümlicher Anblick für einen nicht daran gewöhnten Fremden. Denn alle diese jungen und kräftigen Leute trugen lange schlafrockartige Roben und weißgepuderte Perrücken. Sie haben ein eigenes Robenzimmer, „gown-room" nennen sie es, wo sie ihre Toilette machen, ehe sie sich in dem Versammlungssaale zeigen. Hier ist eine ungeheure Masse rechtsgelehrter Perrücken und Roben zu sehen. Was mir aber noch mehr als die Perrücken an dieser Versammlung auffiel, war die ausgezeichnete Schönheit aller der hier versammelten Männer, sowohl was den kräftigen, männlich-

schönen Ausdruck des Gesichts, als den eleganten und schlanken Wuchs betraf. Ueberall, wo man Gelegenheit hat, viele Mitglieder aus den gebildeten Ständen Englands beisammen zu sehen, wird man von dieser Erscheinung frappirt. Ich glaube, daß es wenige Länder giebt, wo die körperliche Bildung der höheren Classen, sowohl der Männer als der Frauen, so durchweg schön und edel ist wie in Großbritannien.

Die Advocatenbibliothek ist eine der schönsten und ausgezeichnetsten in Großbritannien. Sie ist eine von den wenigen, welche das Vorrecht haben, daß sie von jeder neuen Publication ein Exemplar verlangen können. Sie enthält nicht weniger als 150,000 Bände, und außerdem auch eine Menge für die schottische Geschichte wichtiger Manuscripte. Ich freute mich immer, bei diesen alten englischen Manuscripten unsere alten deutschen Lettern angewandt zu sehen. Man schrieb sogar in der Zeit von Cromwell noch mit deutschen Lettern und druckte auch anfangs überall in England mit deutschen Buchstaben, so wie denn auch die alten englischen Bücher mit Holzschnitten, welche von deutschen Künstlern angefertigt wurden, illustrirt sind.

Ich sage, ich freute mich darüber, aus einer Art von deutschem Patriotismus, und recapitulirte in Gedanken alle die Länder, in welchen sonst unsere alten krikelkrakeligen Buchstaben verbreitet waren: Schottland, Irland, England, Norwegen, Schweden, Dänemark, die Niederlande, Deutschland und Scandinavien. Die Niederlande und Großbritannien haben unsere Schreibmeister jetzt beinahe ganz verloren. Das französische oder italienische Alphabet dringt immer mehr siegreich in Europa durch, und selbst in

Deutschland schreiben und drucken jetzt schon einige Leute nicht mit deutschen, sondern mit lateinischen Lettern. Die Franzosen, Engländer und andere Nationen wünschen von Herzen, daß wir ihrem Beispiele folgen möchten; denn sie sagen, daß unsere wunderlichen Buchstaben allein schon ein großes Hinderniß für sie wären, unsere Sprache zu erlernen. Dieserwegen also, um die einigenden Bande, welche die europäischen Völker umschlingen, noch um ein Kleines zu vermehren, und dann auch, um der Schönheit und Deutlichkeit mehr zu huldigen (denn es läßt sich nun doch einmal nicht läugnen, daß die römischen Buchstaben viel schöner sind als unsere deutschen), sollten wir dem Patriotismus, der sich etwa an diese kleinen Buchstabenkrüppelchen und Tüttelchen heften könnte, entsagen und unseren 25 kleinen Federsoldaten erlauben, sich unter italienische oder vielmehr europäische Fahne einzuregistriren und sich auf europäische Weise zu uniformiren. Es ist dabei bemerkenswerth, daß auch die Russen ihre Buchstaben in neuester Zeit den italienischen ähnlicher gemacht haben.

Die Bibliotheksäle und die Leselocale der Edinburgher Advocaten und der sogenannten „writers to the signet" (dieß ist ungefähr so viel als unsere Notare) sind das Lockendste, Schönste und Comfortabelste, was man in dieser Art nur sehen kann, und es muß hier einen wahren Genuß gewähren, ein Bücherwurm zu sein. Man hat hier alle Eleganz und Bequemlichkeit der Londoner Clubs und alle Gelehrsamkeit und Fülle einer deutschen Bibliothek. Ich weiß nicht, ob man irgendwo auf dem Continente mit gleicher Behaglichkeit, wie hier, Bücher lesen kann. Ich

konnte der Versuchung nicht widerstehen, ließ mir das große schöne Prachtwerk Audubon's über die amerikanischen Vögel und ihre Gewohnheiten reichen und schwelgte hier in dem doppelten Genusse des englischen Comforts sowohl, als der amerikanischen Waldeinsamkeit. Ich sah die Berg- und Waldtauben Amerika's (Columba montana) unter Blumen sich schnäbeln, in deren Kelchen kleine brillante Colibris verloren waren. Ich blickte den gräßlich häßlichen Jungen des „Common Cormorant" (Wasserraben) in's Nest und vernahm mit Verwunderung ihr gräuliches Geschrei, das sie erhoben, um einer Beere willen, die ihnen die Alte bringt, zweifelnd, welchem von den kleinen geliebten Ungethümen sie sie geben soll. Die amerikanischen Fliegen und Käfer und Schmetterlinge schienen mich beinahe zu umflattern, so gut waren sie gemacht, und die Enten (Wood Duck) schnappten aus dem Bilde heraus einem die Fliegen beinahe von den Händen. Ich bedauerte den Schrecken im Angesicht eines kleinen Frosches, den ein Nachtreiher (Night-heron) soeben zu verschlingen im Begriffe stand, und ich bewunderte die Geschicklichkeit und Wuth zweier amerikanischer Adler, die mit einander im Kampfe begriffen waren. Bei dem Allen hatte ich nicht nöthig, mich, wie Herr Audubon, den kalten Stürmen und der heißen Sonne, der stickenden Sumpfluft und den Mosquitos-Schwärmen der amerikanischen Wälder auszusetzen, oder in den Bäumen und Felsen mich zu verklettern, sondern ich saß dabei auf herrlich gepolsterten Lehnstühlen, meine Füße ruhten auf trefflichen Teppichen, die den Boden der Säle und Lesezimmer dieser Bibliotheken bedecken, und zuweilen blickte ich

mich ein Mal in den herrlichen Sälen um, mich an ihrer Einrichtung und Form zu erfreuen, oder stocherte ein wenig in dem Feuer, das hie und da in den brillanten Kaminen der Bibliothek brannte. Wer ein Freund raffinirter literarischer Genüsse ist, der muß nach England gehen; denn nur hier findet er die Bücher und die Einrichtungen darnach, um literarisch zu schwelgen.

Der Bibliothek der „Writers to the signet“ gegenüber, in der Mitte der Highstreet ist ein Platz, wo wir alle zusammen schon ein Mal gestanden haben, nämlich der Platz, auf welchem sich jener Kerker Walter Scott's befand, „der alte Tolbooth“ (the old Tolbooth), dessen dunkle Wände und Pforten in dem Romane „the heart of Midlothian“ (das Herz von Midlothian) so hell beleuchtet sind. Ueberhaupt wird man in Schottland, wohin man kommt, an Walter-Scott'sche romantische Scenen erinnert, und man betritt hier überall einen Boden, der das schönste historische Interesse darbietet und zugleich mit dem zauberischen Lichte des Romans und der Dichtung geziert ist. Es ist vielleicht kein zweites Beispiel vorhanden, daß ein Land in allen seinen Verhältnissen, seiner Natur, seinen Bewohnern, seiner Geschichte, seinem früheren und jetzigen Zustande, von einem einzigen Geiste in einer Reihe so musterhafter Zeichnungen der ganzen Welt bekannt gemacht worden ist.

Eine andere merkwürdige schottische literarische Celebrität ist in eben dieser Highstreet, nicht weit von dem Platze des alten Tolbooth etablirt. Ich meine das Etablissement der Gebrüder W. u. R. Chambers, deren Publica-

tionen in neuerer Zeit eine so außerordentliche Verbreitung und Berühmtheit in Großbritannien erreicht haben. Diese Herren sind Autoren (authors), Buchdrucker (printers), Verleger (publishers), Buchbinder (bookbinders) und Buchhändler (booksellers) zu gleicher Zeit.

Ich hatte Gelegenheit, ihr interessantes Etablissement, in welchem alle die zu jenen verschiedenen Geschäften nöthigen Operationen zu gleicher Zeit vorgenommen werden, zu besichtigen. Wir haben, glaube ich, wenig Aehnliches aufzuweisen, da es unseren „träumerischen und unpraktischen" Schriftstellern gewöhnlich völlig an dem nöthigen Gran von Speculationsgeist fehlt, während in England es nicht so selten ist, den Producenten mit dem Kaufmanne in einer Person verbunden zu sehen. Ich glaube, die Herren Chambers fingen mit sehr kleinen Speculationen an. Jetzt aber haben sie diese sehr weit ausgedehnt, und sie beschäftigen nun nahe an 100 Menschen in ihrem Buchverfertigungsetablissement, in welchem sich die Bücher von ihrem dunklen Ursprunge in den Kammern des Gehirns bis zu dem Augenblicke, wo sie sich sauber in Maroquin oder Leder gebunden dem Kauflustigen darstellen, vollenden.

Alle ihre Bücher, die sie entweder selber verfertigen oder unter ihrer Leitung verfertigen lassen, sind so gut und brauchbar abgefaßt und so trefflich auf das Bedürfniß des Publicums berechnet, daß fast alle ihre Unternehmungen glücken. Der Hauptschriftsteller unter beiden ist Robert, ich glaube der ältere Bruder, der nicht weit von Edinburgh in Fifeshire wohnt, und der andere W(illiam?) ist der Hauptgeschäftsmann. Als treffliche und unterrichtete Kenner ihres

Vaterlandes haben sie vor allen Dingen Schottland in allen möglichen Rücksichten bearbeitet und dargestellt. Sie haben eine gute Geschichte des Landes, eine umständliche Beschreibung von Schottland (Chambers' Caledonia), ein kürzeres Gemälde für Reisende (Picture of Scotland) compilirt und herausgegeben. Einzelne Theile der schottischen Geschichte haben sie besonders bearbeitet, so die „History of the Rebellion in Scotland in 1745 and 1746", alsdann die „Traditions of Edinburgh and Reekiana*)". Diese Werke sind so gut, daß sie zum Theil als schätzenswerthe Handbücher für die Geschichte und Statistik von Schottland betrachtet werden und in zahlreichen Ausgaben im Lande verbreitet sind. Ich glaube, durch diese und andere Originalwerke, deren Erfolg groß war, kamen sie zuerst auf die literarische und buchhändlerische Laufbahn, auf der sie alsdann mit noch viel großartigeren Unternehmungen fortfuhren, — zuerst mit einem Journale, das auch bei uns bekannt ist, „Chambers' Edinburgh Journal," in welchem sie für einen sehr billigen Preis eine Menge interessanter Neuigkeiten und gut geschriebener Schilderungen, Erzählungen und Betrachtungen unter die Leute bringen, — alsdann mit ihren sogenannten „People's Editions" (Volksausgaben), welche sie seit dem Jahre 1837 begonnen haben. Sie gaben darin den Wiederdruck von ausgezeichnet guten, allgemein anerkannten und allgemein beliebten Werken, welche das große Publicum interessiren können. Die Preise sind ungemein billig, besonders

---

*) „Reekiana" von dem oben bereits angeführten Volksnamen der Stadt: „Old Reeky."

wenn man bedenkt, daß die Bücher sehr correct und auf gutem Papiere gedruckt sind. Die Werke des berühmten Bacon, nebst einer Lebensbeschreibung dieses großen Mannes, erhält man zum Beispiel für 8 Pence, Locke's Abhandlung über den Verstand für 6 Pence, Graham's Gedichte für 5 Pence. Man vergleiche diese Preise mit denen, zu welchen man sonst diese Bücher haben konnte, und man wird finden, daß die Herren Chambers manche vielleicht auf ein Zehntel, ja ein Zwölftel und Zwanzigstel reducirt haben.

Eine andere ihrer Unternehmungen ist ihre Encyclopädie für das Volk (Chambers' Information for the people), wiederum ein großes Werk, von dem sie, wie man mir in ihrem Etablissement sagte, nicht weniger als 70,000 Exemplare absetzten oder, wie die Engländer sagen, abwarfen (they threw off). Ungefähr eben so viele Exemplare verkaufen sie von ihrem Journale. Und die meisten ihrer anderen Werke, die sie in ihren Verlag genommen haben, haben einen so reißenden Abgang, daß sie fast alle stereotypirt sind.

Ihre merkwürdigste Unternehmung ist aber ihr „educational course" (Erziehungscursus), den sie seit einigen Jahren eröffnet haben, und in welchem sie die Principien, Rudimente und Elemente aller Wissenschaften (principles of elocution, rudiments of chemistry, elements of geometry etc.) in kleinen, hübschen, empfehlenswerthen und brauchbaren Büchern geben. Man kann alle diese Bücher in ihrem Laden sogleich in jeder beliebigen Anzahl von Exemplaren, entweder bloß geheftet (sewed) oder

in Leinwand (cloth boards) oder in Maroquin gebunden (bound in marocco), wie man sie wünscht, haben.

Man kann diesem Allen nach abnehmen, von welchem außerordentlichen Einflusse die Speculationen dieser beiden Brüder auf die Bildung und Belehrung des Volkes in Schottland und überhaupt auch auf die Literatur in ganz Großbritannien sein müssen. Alle ihre Unternehmungen sind in dem Genre derjenigen Unternehmungen, die von der Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntnisse ausgingen. Diese Gesellschaft brachte alle „Penny editions" und „People's editions" zuerst in England in Schwang, und diese Saat vermehrte sich nachher mit einer Geilheit wie die Kartoffeln in Irland. Eine unzählige Menge von Buchhändlern und Schriftstellern trat in die Fußstapfen Lord Brougham's und seiner Mitarbeiter, und aus eben diesem Geiste ging dann auch das hervor, was jene fleißigen Edinburgher schriftstellernden Verleger vollbrachten.

Mir fällt dabei ein anderes merkwürdiges, englisches Buch ein, das in dieselbe Classe von Büchern gehört und das den Titel führt: „A Million of facts" (Millionen Facta).

Dieses Buch ist, glaube ich, das merkwürdigste Exempel von neuer englischer Compilationsleidenschaft und wissenschaftlicher Kochkunst, und kann sich in dieser Beziehung den beßten Extracten von Austern und Fleischbrühe zu Suppen und Saucen, den beßten Citronen- und Aprikosenessenzen zu Limonade und Scherbet an die Seite setzen. Denn in einem einzigen Bande enthält es in kurzen Abrissen die ausgemachten Facta und Resultate aller Wissenschaften der Welt, eine kurze Chemie, Naturgeschichte, Botanik (nebst

einer Anleitung zum Trocknen der Pflanzen), Zoologie, Physik ꝛc., — alsdann eine kurze Geographie aller Länder des Erdbodens, eine Geschichte Griechenlands, eine Geschichte Roms, des Mittelalters, der Neuzeit, alles in besonderen Abtheilungen, und nicht nur alle diese und die anderen gewöhnlichen Wissenschaften, sondern auch noch dazu eine kurze, vergleichende Uebersicht der Maße, Gewichte, Münzen aller europäischen Länder, und am Ende auch noch ein biographisches Lexikon, in welchem man eine compendiöse und das Wichtigste enthaltende Lebensbeschreibung der berühmtesten Männer der Welt findet. Der Verfasser dieses Buches heißt Philipps, der früher 30 Jahre lang Redacteur des Monthly Magazine war und so die Bedürfnisse des englischen Lesepublicums kennen lernte. Hätte jener persische König in Tausend und einer Nacht, der seine Magier vergebens aufforderte, ihm seinen ganzen Bücherschatz in einem einzigen kurzen, leicht übersehbaren Bande darzubringen, nur bis auf unsere und Herrn Philipps Zeiten gelebt, so hätte er seinen Wunsch in Erfüllung gehen sehen. In der Vorrede zu jenem Buche heißt es so: „Warum sollen wir lesen? — Um Facta zu bekommen. — Was macht den gebildeten Mann angenehm in der Gesellschaft? — Die Kenntniß von Facten. — Was ist besser als Alles für seine Bildung? — Eine hinlängliche Anzahl von Facten. — Was sagt Baco? — Jemand, der denkt und geistig arbeitet, ohne eine hinlängliche Anzahl von Facten in dem Schatze seines Gedächtnisses zu besitzen, ist einem Schiffer vergleichbar, der in einen Ocean ohne Compaß hinaussteuert. Ich biete daher dem Publicum das Beßte, was man bieten kann, Facta, — eine Million von Facten!

für 12 Schillinge! das heißt etwa 9000 Facta, sage 9000 nützliche, interessante, angenehme und lehrreiche Facta für einen Penny. Billigeres hat man noch nie gesehen." — Obgleich dieß in der That etwas marktschreierisch klingt, so ist doch ganz ohne Zweifel das Buch — ich habe einen großen Theil davon mit Interesse gelesen — in seiner Art sehr gut, kurz, bündig, deutlich, treu und wahr, wie ich denn überhaupt kein Land in der Welt kenne, in welchem eine so ungeheuere Marktschreierei bei so großer Güte der ausgebotenen Waaren herrscht wie in England. Es hat dieses merkwürdige Buch schon eine Reihe von Auflagen erlebt und ist auch kürzlich ins Französische übersetzt worden.

Mit Verwunderung sah ich bei den Herren Chambers die unteren Räume, in denen die großen Cylinder-Schnellpressen arbeiteten, ein oberes Zimmer, in dem eine ausgesuchte Bibliothek von historischen, geographischen, sprachlichen Lexiken aufgestellt war, und in der einige junge Männer arbeiteten, ein anderes Zimmer, in welchem junge Mädchen die Blätter falzten und hefteten, dann das Vorrathshaus, in welchem alle diese geistigen Fabrikate in einer Masse von sauberen Bändchen in verschiedenen Abtheilungen aufgespeichert dalagen, und endlich das Verkaufslocal, wo die currente Waare in verschiedenen Fächern, wie in einem Apothekerladen, zur Hand stand. Mit einem Worte, ich bewunderte en détail diese ganze Bücherfabrik, die ohne Zweifel eine der beßten ist, welche man sehen kann. Wenigstens muß ich wiederholen, daß mir alle Producte derselben, so viele mir deren zu Gesichte kamen, gut, brauchbar, ja in ihrer Art vortrefflich erschienen.

Ich finde den Spaziergang in den Hauptstraßen einer großen Stadt zwischen den Werken der Menschenhand ebenso interessant oder gar noch interessanter, als den in dem Thale eines großen Gebirges zwischen den Gebilden der Natur. Sieht man hier die Berge und ihre Ablagerungen, so erblickt man dort die hohen alten Gebäude und ihre Etagen; flattern dort die Schmetterlinge, die Singvögel und die Eulen und Raubvögel vorüber, so sind es hier die jungen und die alten Leute. Blüht es dort von lieblichen und giftigen Blumen, so blühen hier die schönen und die garstigen Figuren. Zeigen sich dort Wolken und Sonnenschein, so giebt es hier Zank- und Friedensscenen der buntesten Art. Schlafen dort die Titanen und Riesen ihren tausendjährigen Schlaf, so ruhen hier die Zwerge und Menschen auf den Höfen der Kirchen, bei „Canongate-church" Fergusson, der Dichter, und Adam Smith, der Nationalökonomist, und unten bei der Grauenbrüderkirche (Greyfriars-church) Blair und Robertson, der Dichter Ramsay und andere berühmte Leute. Bei der Börse, bei der Tron-Kirche, wo die Südbrücke herüberkreuzt, und weiterhin, wo sich die Highstreet zu einer Enggasse, die Netherbow heißt, zusammenzieht, giebt es immer ein merkwürdiges Gedränge geschäftiger und müßiger Leute.

In eben jenem Straßen-Engpasse liegt auch, wie an der Ecke eines Vorgebirges, das Haus jenes berühmten schottischen Predigers und Reformators John Knox, der hier in der Hauptstadt des Landes selbst im Jahre 1559 seine Residenz und sein Katheder aufschlug, nachdem er schon zuvor in verschiedenen anderen Gegenden des Reichs das Volk

mit seiner heftigen und gewaltigen Beredtsamkeit gegen „Roman clergy and Popery“ (den römischen Clerus und das Papstthum) aufgeregt hatte. Knox, von dem nach Robertson der Earl von Morton bei seinem Begräbnisse sagte: „hier liegt der, welcher nie das Angesicht eines Menschen fürchtete“, hat eine merkwürdige und zur Vergleichung auffordernde Aehnlichkeit mit unserem Luther, den er aber an Rauhheit und Feuer eben so übertraf, wie die damaligen Schotten uns an Wildheit und Unbildung übertrafen, und von dem er auch sonst vielfach verschieden ist. Er starb in demselben kleinen Hause, welches man noch heutiges Tages sieht, und aus dessen Erker, wie man sagt, er oft zu dem Volke gesprochen haben soll. Wenn der Earl von Morton an seinem Grabe jene citirten Worte sprach, so ist es bemerkenswerth, daß Knox auf seinem Todtenbette selbst eine Aeußerung that, die gewissermaßen als ein Zusatz zu des Earls Ausspruch gelten kann. Er sagte nämlich: „Gott weiß es, ich haßte nie die Personen jener Männer, gegen welche ich Gottes Donner und Gerichte heraufbeschwor.“ Man sieht noch ein kleines, ich glaube in Stein ausgehauenes Portrait von Knox an der Ecke jenes Hauses und daneben die Worte: „θεος — deus — god“. Merkwürdiger Weise ist dieses Haus jetzt ein „Gin-shop“ (ein Branntweinhaus), und zwar ein sehr besuchtes, und als ich eines Abends hineinkam, konnte ich kaum zwischen allen den kleinen Zimmerabtheilungen, die gedrängt voll mit Leuten waren, welche sich ihr „Dram“ (ein Gläschen Branntwein) zu Gemüthe zogen, wieder hinausfinden. In der That, wäre es möglich, daß Knox einmal wieder in Nether-

bow erschiene, er würde jetzt ganz andere Leute und Dinge zum Tempel hinauszujagen haben, die eben so verderblich sind als „superstition and popery“ (Aberglaube und Papstthum). Steht es nicht in der Gewalt der Edinburgher Obrigkeiten, den Ginladen und den Branntweinscandal aus des Reformators Hause zu vertreiben, so sollten sie doch wenigstens das Portrait dieses Mannes so schnell als möglich von jenem Hause wegnehmen und die besagten drei Worte auslöschen lassen, die in gar zu großem Widerspruche mit dem Treiben unten stehen.

Bei mehren alten Häusern der folgenden Closes bemerkte ich an den Wänden in dem Kalk Austerschalen angeklebt. Dasselbe sieht man auch in London an einigen Theilen des Towers und an mehren anderen alten Gebäuden von England. Ich möchte wissen, ob sich mit dieser englischen Sitte, Austerschalen an die Mauern zu befestigen, ein alter Aberglaube verband, oder ob sie bloß als müßiger Schmuck dienen sollten.

Steigt man nun ganz das Canongate hinab, so kommt man endlich unten im Thale, wie gesagt, bei Holyroodhouse an. Obgleich dieser Palast jetzt nicht mehr von Königen bewohnt wird, so wird er doch noch immer als eine königliche Residenz angesehen, und er übt daher auch noch alle alten Berechtigungen und Wohlthaten einer solchen aus, so z. B. einen in unserer Zeit merkwürdigen Schutz über die sich in seine Nähe zurückziehenden Schuldner, die in einem gewissen Bezirke um den Palast herum nicht arretirt werden dürfen. Die armen Leutchen, welche in den kleinen Häusern in der Nachbarschaft des Palastes wohnen, sollen noch jetzt zuwei-

len Gelegenheit haben, an vornehme Schuldner ihre Wohnungen zu einem guten Preise zu vermiethen. Kann einer bei Zeiten und ganz im Stillen in diesen Bezirk mit seinen Baarschaften hineinkommen, so ist er ganz sicher vor seinen Gläubigern. Er läßt nachher seine Familie nachkommen. Seine Frau und seine Töchter gehen frei aus und ein und besuchen Gesellschaften und Bekannte in der Stadt. Er selbst aber darf sich nicht außerhalb der Nachbarschaft von Holyrood betreffen lassen, bis es ihm gelungen ist, mit seinen Creditoren, denen er so entschlüpfte, einen Vergleich abzuschließen, der ihm die volle Freiheit und jenen wenigstens einen Theil ihrer Gelder zurückgiebt.

Eben so giebt es hier auch noch einen ganzen königlichen schottischen Haushalt, dessen Erzämter fast nicht weniger zahlreich sind als die des englischen Haushalts der Königin und das Besondere haben, daß sie fast alle erblich und für die Familien, die in ihrem Besitz sich befinden, mit dem Genusse einiger alter Vorrechte und Einkünfte verbunden sind. So giebt es noch einen Erzerb-Vorschneider (Hereditary Carver), einen Erb-Groß-Connetable (Hereditary Grand Constable), einen Erb-Standard-Träger (Hereditary Standard-Bearer), einen Großsiegelbewahrer (Keeper of the great Seal) und noch mehre andere solche Aemter, welche von den Familien der Herzöge von Argyll, der Earls von Lauderdale, Errol ꝛc. bekleidet werden. Solche alte Gerüste besonderer königlicher Staatshaushaltungen, zu denen, wenigstens an Ort und Stelle, die Person des Königs fehlt, giebt es noch immer in Europa mehre, in Oesterreich am meisten, in Frankreich gar keine, in Eng-

land jenes schottische. Es gehört sogar eine eigene schottische Leibgarde zu diesem schottischen Haushalt, „the royal company of archers“ (die königliche Compagnie der Bogenschützen), von welcher der Herzog von Buccleugh der Capitän und der Herzog von Montrose einer der Fahnenträger ist. Irland hat bekanntlich nur einen vicekönigslichen Haushalt, in welchem übrigens auch eine Leibgarde des Vicekönigs vorkommt: „His Excellency's Company of battle-axe guards“ (Seiner Excellenz Compagnie von Schlachtaxt-Garden). In England ist die bewaffnete königliche Leibwache bunter zusammengesetzt. Es giebt dort im königlichen Haushalte eine Bande der bewaffneten Herren (Band of Gentlemen at arms), dann Leibgardisten (Yeomen of the guard) und endlich das wundervolle Corps der „Horse guards“ (der Leibgarde zu Pferde).

Der Palast von Holyrood war früher ein Kloster, das von David I. gegründet wurde, und wurde erst seit dem 16. Jahrhundert von einigen schottischen Königen bewohnt. Eigentlich wohnten hier einen größeren Theil ihres Lebens nur vier dieser Könige, nämlich die drei letzten schottischen Jacobs und Marie von Schottland. Viel ältere schottische Königsresidenzen sind die Schlösser von Perth, Stirling, Linlithgow und Scone, die nun meistens in Ruinen liegen. Marie oder, wie die Schotten und Engländer sie gewöhnlich nennen, „Mary Queen of Scots“ (Marie, Königin der Schotten) — wahrscheinlich machen sie immer diesen Zusatz, um sie von ihrer Mutter, die auch Marie hieß, und von ihrer Cousine, der Königin Marie von England, zu unterscheiden, — war es, deren kurze Residenz hieselbst

eigentlich diesem Palaste seinen großen Namen verschaffte. Die außerordentlichen Ereignisse unter der Regierung dieser schönen Königin sind dem schottischen Volke so treu im Gedächtnisse geblieben, daß die Zimmer, welche sie hier in Holyrood bewohnte, noch in demselben Zustande sich befinden, in welchem sie sie im Jahre 1567 verließ, und daß überhaupt noch in ganz Schottland die verschiedenen Plätze gezeigt werden, welche durch Mary Queen of Scots berühmt geworden sind, sowohl der, in dem sie geboren wurde, als der, in welchem sie Jacob VI. gebar, als der, in welchem sie sich versteckt hielt, und auch die, wo sie schlief, wo sie jagte, wo sie gefangen saß ꝛc.

„Besonders die deutschen Herren, die nach Schottland kommen", sagte die alte Schloßfrau, die mir die Zimmer Mariens zeigte, „erkundigen sich immer fleißig nach unserer Königin und besehen sich Alles am genauesten. Ich glaube, sie haben ein Gedicht bei sich zu Hause, welches Marie besingt und das in Deutschland sehr bekannt ist." Wirklich hat Schiller uns für Marie von Schottland, wie für die Jungfrau von Orleans, wie für Fiesco von Genua, wie für Don Carlos von Spanien, wie für die Braut von Messina und für andere ausländische Namen eine solche romantische Zärtlichkeit eingeflößt, daß wir überall, wenn wir in fremde Länder kommen, ihre Spuren und Reliquien mit Eifer aufsuchen. Mit eben solcher Liebe hat Göthe für den Hof von Este, das Haus von Clavigo, die Iphigenie, die Bürger und Grafen in Brüssel uns erfüllt, die wir eben so gut für die Helden und großen Männer unserer ei-

genen Geschichte und unseres eigenen Vaterlandes brauchen könnten.

Unter den verschiedenen Zimmern in Europa, welche noch accurat so sind, wie sie zur Zeit dieser oder jener Person waren, sind ohne Zweifel die der Königin von Schottland nicht die uninteressantesten. Denn so wenig diese Räume einst von den rauhen Verschwörern respectirt wurden, welche hier hereinbrachen, um den fremden Liebling der Königin, Rizzio, zu ermorden, so hoch scheint sie 300 Jahre hindurch die Nachwelt geachtet zu haben. Denn in der That, sie sehen beinahe noch so aus, als hätte ihre Bewohnerin, die Königin, sie eben verlassen, und als würde sie bald zurückkehren. Es ist selten und es gehören allerlei besondere Umstände dazu, daß dem Geschichtsliebhaber die Bühnen früherer, längst entschwundener Ereignisse so bis ins geringste Detail, bis auf die Fenstervorhänge, bis auf die Fußbank, die Tischdecke und andere Kleinigkeiten erhalten werden, so daß er dadurch jenen Ereignissen ganz nahe gerückt scheint und gleichsam ein Zuschauer derselben zu werden glaubt. Die besonderen Umstände, welche hier in Holyrood dem Geschichtsfreunde diesen Genuß verschafften, waren wahrscheinlich die, daß nach Mary Queen of Scots der Palast nur noch eine kurze Zeit von James VI. bewohnt wurde, und nachher gar nicht wieder, so daß Alles hier so ziemlich in dem alten Stande verblieb.

Es kommt mir, wie gesagt, so vor, als gehöre Marie gewissermaßen auch uns Deutschen an, und wenn ich mir denke, welche Freude unser Schiller daran gehabt haben würde, hier in Edinburgh Maria's Schlafcabinet und ihren

kleinen Arbeitstisch (der freilich viel roher war als ähnliche Arbeiten aus derselben Zeit, die wir in Deutschland haben) und die Candelaber, die sie mit aus Frankreich brachte (weil sie in Schottland so etwas gar nicht finden konnte), und alle die anderen Dinge zu sehen, welche handgreifliche Zeugen von der körperlichen und wirklichen Existenz der in seiner Phantasie lebenden Maria sind, so glaube ich, daß meine deutschen Leser es auch nicht so leicht überdrüssig werden mögen, noch etwas von diesen Zimmern zu hören.

Das Hauptzimmer, das Schlafzimmer der Königin nämlich, ist außerordentlich klein und eng. Der Earl von Bedford, der am 27. März 1566 über die Affaire von Rizzio einen höchst interessanten Brief an die Lords of the Council in England schrieb, sagt, es halte dieß Zimmer nur 12 Fuß im Quadrat, und es habe darin ein Bett und ein Tisch gestanden, und es führe zu demselben aus dem Zimmer des Königs eine Privattreppe und eine besondere Thüre, und so ist dieß Alles auch noch in diesem Augenblick.

Am 9. März 1566, an einem Sonnabende Abends 8 Uhr speisten an diesem Tische die Königin Maria, Lady Argyll, einige andere Damen und Rizzio, der zwar ihr Vertrauter, nicht aber, wie Robertson deutlich darthut und wie es der Gemahl der Königin, Henry Darnley, fälschlich vermuthete, ihr Liebhaber war. Plötzlich öffnete sich die besagte geheime Thür, und herein trat der König und hinter ihm der bewaffnete Lord Ruthwen und Georg Douglas, welche drei Herren sich zusammen gegen Rizzio verschworen hatten, der König, weil

er ihn von der Königin geliebt glaubte, und weil er meinte, in ihm das einzige Hinderniß zu sehen, das ihm im Wege stand, um über das Herz der Königin und somit auch über das Scepter, das sie in Händen hielt, diejenige Gewalt zu üben, welche er zu üben wünschte, und die Barone, weil sie den Einfluß eines begünstigten Ausländers nicht dulden wollten. Der Palast war schon zuvor von einem der Verschwörer, dem Earl von Morton, mit Truppen gefüllt worden, und die Königin und ihr Vertrauter also in der Hand der genannten, durch die geheime Thür tretenden Personen. Rizzio, der seine Mütze auf dem Kopfe hatte, begriff dieß Alles sogleich mit einem Blicke und erbebte, als Lord Ruthwen, dessen von Natur schon wilden Blick eine kaum überstandene heftige Krankheit noch hohler und schreckhafter gemacht hatte, ihm gebot, hervorzukommen, da hier kein Platz für ihn sei. Die Königin Marie, welche im sechsten Monate ihrer Schwangerschaft war, nahm dagegen das Wort und erwiderte, es sei ihr Wille, daß David (dieß war der Vorname von Rizzio) dort sitze. „Aber es ist gegen Deine Ehre", fiel ihr Gemahl Darnley, der König, ihr ins Wort, der darauf bestanden hatte, daß man denselben nirgendswo sonst als in der Königin Cabinet greifen solle, weil er wünschte, vor dem Angesichte der Königin dem Rizzio Vorwürfe zu machen. Indem der König dieß zur Königin sagte, trat der hohläugige Lord Ruthwen, der von seiner dreimonatlichen Krankheit, von welcher er sich zum Morde aufgerafft hatte, noch so schwach war, daß er kaum gehen und kaum seine Waffen tragen konnte, dem Rizzio näher und nahm ihn beim Arm, indem er ihm sagte, er

wolle ihn seine Pflicht besser kennen lehren. Da sprang David, von Furcht ergriffen, auf, erfaßte die Königin bei ihren Kleidern und verbarg sich hinter ihr. Diese that ihr Möglichstes, ihn zu beschützen. Allein der König nahm die Königin in seine Arme, riß Rizzio's Hand hinweg und stieß ihn zur Seite. Ruthwen und Douglas warfen ihn völlig zur Thür hinaus, durch das Schlafzimmer der Königin in ein Vorzimmer, wo der Lord Morton, Lord Lindsey und andere seiner Feinde versammelt waren. Eigentlich war es nicht ihre Absicht, ihn gleich zu morden, sondern sie wollten ihn am anderen Tage aufhängen. Aber als sie ihn bleich und von Furcht ergriffen hinausstolpern sahen, zog einer unter ihnen voll Verachtung seinen Dolch und stieß ihn ihm in den Leib. Viele Andere thaten dasselbe, und so sank er unter 56 Wunden zu Boden. Noch diesen Augenblick macht die alte Schloßfrau die Thüre sperrweit auf und giebt sich alle mögliche Mühe, den Fremden eine dunkle Schattirung auf dem Fußboden als den durch Rizzio's Mord verursachten Blutflecken zu zeigen.

Der König und der Lord Ruthwen blieben noch eine lange Zeit mit der Königin in ihrem Cabinete. Sie beschwor ihren Gemahl, dem Rizzio kein Leids anzuthun, und tadelte ihn zugleich, daß er der Urheber einer so verrätherischen und bösen That sei. Man sagt, er habe ihr geantwortet, daß Rizzio mehr und intimere Gesellschaft mit ihr pflege, als er, der König, seit zwei Monaten gehabt habe, und daher habe er ihrer eigenen Ehre und seiner Zufriedenheit wegen seine Beistimmung zur Ergreifung Rizzio's gegeben. „Ist es denn die Pflicht der Frau, den Mann zu suchen?“ antwortete

Maria. „Es ist Euere eigene Schuld, wenn Ihr meiner Gesellschaft entbehrtet." Er sagte dagegen, daß, wenn er gekommen sei, sie entweder gar nicht bereit gewesen sei, ihn zu empfangen, oder sich krank gestellt habe. „Nun gut", erwiderte sie, „jetzt aber hast Du auch Dein Letztes von mir gehabt und hast Deinen Abschied genommen." — „Das wäre schade", sagte der Lord Ruthwen, „er ist Euerer Majestät Gemahl, und gegenseitig müßt Ihr Euere Pflicht thun." „Nun warum soll ich ihn nicht eben so gut verlassen, wie Euer Weib ihren Gemahl verließ." Lord Ruthwen antwortete, daß sein Weib gesetzmäßig von ihm geschieden sei, und auch nicht wegen einer solchen Angelegenheit, als über welche der König sich hier beschwerte. „Und noch dazu war dieß ein gemeiner, niedriger Mann, ein Feind des Adels, eine Schande für Euch und ein Zerstörer des Landeswohls." — „Gut, gut, doch soll Euch sein Blut theuer zu stehen kommen, wenn Ihr es vergießt." — „Gott verhüte das", sagte Lord Ruthwen. „Denn jemehr sich Ihro Gnaden (your grace) beleidigt zeigen, desto schlimmer wird die Welt darüber urtheilen."

Ihr Gemahl sprach indessen wenig, und sie vergoß während der ganzen Zeit heiße Thränen. Der Lord Ruthwen, der sich übel und schwach fühlte, ließ sich einen Trunk reichen, indem er sprach: „Dieß muß ich mit Ihrer Majestät Erlaubniß thun!" und suchte sie dann so gut er konnte zu überreden, daß sie sich beruhigen möchte. Aber von Allem, was man vorbrachte, war ihr nichts wohlgefällig.

Unterdessen entstand nach der Ruchbarwerdung des Mordes von Rizzio ein Aufruhr im Schlosse unter den Freunden der Königin, die da glaubten, daß es ihnen allen ans Leben

gehen sollte, und von denen zwei, Huntly und Bothwell, sich durch einen Sprung zum Fenster hinaus retteten. Lord Ruthwen eilte hinab, um die Leute zu beruhigen. Der König blieb noch bei der Königin, in Unterredung mit ihr begriffen, und sie lud ihn ein, die Nacht bei ihr zu bleiben, was er aber nicht annahm, indem er sich damit entschuldigte, daß er zu schläfrig sei. Von dieser Zeit an verwandelte sich die Abneigung der Königin in Haß und Groll gegen ihn. Sie wandte ihre Liebe und Gunst dem Bothwell zu, der den König nachher ermordete und dem Marie sich nach einigen Monaten vermählte.

Alle diese von jenem genannten Earl in seinem Briefe so lebendig erzählten Dinge, die aber von Anderen natürlich wieder anders berichtet werden, trugen sich an diesem Tische, zwischen diesen Gardinen, neben dieser Thüre, auf diesem Teppiche zu, den wir betraten. Da aber bei der jetzigen geschmackvollen Unsolidität unserer Fabrikarbeiten auch selbst die Paläste sich im Inneren nicht mehr mit so dauerndem Ameublement versehen, so wird unsere jetzige Zeit für die nach 300 Jahren kommenden Geschichtsfreunde keine so interessant aufgeputzten Zimmer wohl conservirt zurücklassen.

Nahe bei den Zimmern von „Mary Queen of Scots“ ist ein langer Saal, der mit einer unendlich großen Anzahl von lebensgroßen Portraits schottischer Könige und Prinzen behangen ist. Sie haben aber kein großes Interesse, erstlich weil man der Dunkelheit der Farben und des Saales wegen die Physiognomieen kaum erkennt, und dann, weil viele der hier abconterfeiten Könige gar nicht einmal existirt haben, sondern nur Ausgeburten der Phantasie der schottischen Ge=

schichtschreiber sind. Denn es ist bemerkenswerth, daß diese eben so wie die irischen Geschichtschreiber die celtischen Traditionen der alten Barden überkommen und zum Theil buchstäblich geglaubt haben (selbst Buchanan that dieß). Ich glaube, es giebt keine anderen Nationen in Europa, die mit ihren geschichtlichen Prätensionen so weit in das Dunkel der Jahrhunderte hinaufgegangen sind, — so lange Reihen von Königen vor wie nach Christi Geburt aufzählen, — so genau detailliren, was sich unter der Herrschaft eines jeden dieser Könige ereignet, — so bestimmt den Charakter, die Lebensweise, die Aeltern, Großältern, Brüder und Vettern dieser fingirten Könige kennen, — wie die Irländer und Schotten, die darin wirklich ganz bewundernswerth und einzig dastehen. Ein Geschichtschreiber kann über ihre Berichte sich leicht hinwegsetzen und sie ohne Weiteres als Fabeln verwerfen. Aber der Psycholog und Ethnograph muß sie kennen und sie lesen, weil sie eine psychologisch und ethnographisch interessante Erscheinung sind. Die Schotten haben es mit dieser Manie, sich eine vaterländische Geschichte auszudenken, und nachher daran als an wirkliche Geschichte zu glauben, so weit getrieben, daß sie ihre imaginären Könige sogar abconterfeit und in Holyrood zwischen ihre Alexanders und Jacobs, die in der That einmal Fleisch und Bein hatten, aufgehängt haben. Auch Maria Stuartus ist darunter, doch in einer schlechten Copie. Das beßte Portrait von Maria Stuart soll sich im Besitze des Herzogs von Hamilton befinden. Unsere Schloßfrau zeigte uns eine treffliche und accurate kleine Copie von diesem Gemälde, an dem mir als etwas Charakteristisches die weit auseinanderstehenden und

hochgebogenen Augenbrauen der Königin auffielen. Es ist bemerkenswerth, daß die Herzoge von Hamilton, diese mächtigen alten schottischen Dynasten, die einmal sogar der Krone des Landes sehr nahe waren, noch bis auf unsere Tage herab Erb-Gouverneure des Schlosses von Holyrood und erste Pairs von Schottland (Hereditary Keepers of Holyroodhouse and Premier Peers of Scotland) sind.

Ein anderer Theil des Palastes, der von Cromwell's Soldaten zerstört und von Carl II. wieder aufgebaut wurde, enthält die ganze lange Suite von ziemlich uncomfortablen Zimmern, die in dem Anfange der dreißiger Jahre Carl X. und seine Familie bewohnten. Einige dieser Zimmer sind mit alten gewirkten Tapeten aus Arras behangen, auf deren einer die Niobe mit ihren Kindern dargestellt ist, wie sie von Apollo's Pfeilen getroffen werden. In drei bis vier Zimmern sind auf dem Plafond bloß Wolken gemalt. „Sie wußten nicht, was sie in der Schnelligkeit malen sollten", sagte mir meine Begleiterin, „und so malten sie die Wolken." Der erlöschende bourbonische Stamm mag sich in diesen trüben wolkigen Zimmern wohl wenig heimlich gefühlt haben, besonders da die Vergleichspunkte seines eigenen Unglücks mit dem der Stuarts, in deren Haus ihn das Schicksal führte, gar zu nahe lagen. Wie die Kinder der Niobe von den Pfeilen des Unglücks getroffen wurden, so sanken auch die Kinder der Stuarts und der Bourbons dahin. Beide Familien haben in ihrem Lande eine ihre Herrschaft unterbrechende Revolution erlebt, — die Hinrichtung eines ihrer gekrönten Häupter, — eine erste Verbannung, (einen Cromwell, einen Napoleon), — eine Restauration, eine aberma-

lige Revolution und Verbannung, — einen Verdränger (William III. und Louis Philipp), — und sie haben endlich beide einen Prätendenten (Prinz Carl und Heinrich V.) hinterlassen.

Ich begreife es vollkommen, daß die Königin Victoria bei ihrer Anwesenheit in Schottland diesen etwas melancholischen alten Palast der Stuarts gar nicht besuchte und die schönen comfortablen Wohnsitze ihrer reichen Unterthanen vorzog. Man sagt zwar, daß Holyrood jetzt ausgeschmückt werden soll, um gelegentlich die Königin, welche eine Vorliebe für Schottland gewonnen hat, einmal wieder aufzunehmen. Aber wenn man auch mit Mühe und Geld die Zimmer wird wohnlich machen können, so kann man doch die alten melancholischen Erinnerungen und die alten Blutflecken nicht aus dem Schlosse wegwaschen. (Die Schloßfrau behauptete gegen mich steif und fest, daß man trotz aller Bemühungen den Blutflecken von Rizzio durchaus nicht wegzubringen vermöge). Und wie abschreckend mag dann wohl auf eine junge Königin eine solche Geschichte wie die von Rizzio und Marie einwirken. Man sagte damals, es sei das Scharlachfieber im Schlosse gewesen, und die Königin habe deßwegen das alte Schloß nicht besucht. Aber hiezu schüttelte meine alte Schloßfrau verneinend und zweifelhaft den Kopf.

Es giebt noch eine Menge schön gemalter Portraits in Holyrood, die in historischer, wie in künstlerischer Hinsicht nicht geringes Interesse darbieten, besonders die Portraits einiger schönen englischen Damen, z. B. der Gräfin von Kildare von Sir Peter Lellie. Sie füttert ein Schäfchen mit Blumen, hat einen bekränzten Schäferstab in der Hand und trägt einen mit Rosen gezierten Hut, der ihr Köpfchen

wie ein Heiligenschein umzirkelt. Alsdann Elisabeth Rich, Tochter eines Earls von Holland von Van Dyk; eine schöne Dame aus Carl's I. Zeiten. Sie ist weiß gekleidet, trägt einen blauen Shawl und stellt eben die Guitarre weg oder nimmt sie hin, was man nicht recht erkennen kann. Es sind dieß ganz herrliche Bilder, und man möchte wünschen, daß immer so entzückende Originale, wie die englischen Ladies es sind, mit so geistreichen Malern, wie Van Dyk und Sir Peter Lellie es waren, zusammenkommen möchten. Auch von Sir Godefroy Kneller giebt es hier einige treffliche Bilder, so einen kleinen Earl von Breadalbane in schottischer Tracht, einen alten Laird Mac Nab, ebenfalls in schottischem Costüm, auch einen Earl von Breadalbane (Duncan Campbell) von Holbein. In einem großen Thronsaale, der im Jahre 1822 für George IV. zugerüstet ward, hängt das Bild dieses Monarchen in Lebensgröße und in prächtigem Hochlandcostüme.

Es ist bemerkenswerth, daß die königliche Capelle des Schlosses von Holyrood in Ruinen liegt. Es ist dieselbe ein Theil der alten, von David I. hier gegründeten Abtei. Carl I. ließ sie, wie man sagt, für den englischen Gottesdienst herstellen, und James II. für den katholischen. Aber die Schotten, die weder den einen, noch den anderen wollten, ließen sie in Ruinen fallen. Ihre Ruinen, die unmittelbar an den Palast stoßen, sind sehr schön, besonders die Pforte, die eine alte gothische Arbeit ist, dann die Pfeiler, die fast alle noch aufrecht stehen und von Gräbern schottischer Großen umgeben sind. Es lassen sich noch jetzt zu-

weilen einige hier begraben. Sie mußten 70 Guineen „fees“ (Gebühren) dafür bezahlen, sagte mir meine Führerin. Auf einigen Gräbern sieht man bloß ein Schwert und ein Kreuz eingekritzelt, was, glaube ich, eine allgemeine schottische Sitte war; denn ich habe dieß auch auf mehren anderen schottischen Kirchhöfen gesehen. Den Deutschen zeigt man vor allen Dingen noch den Altar, vor dem Mary Queen of Scots mit Lord Darnley getraut wurde, so wie auch „Queen Mary's confessing room“ (Beicht- und Betzimmer). Aber das Merkwürdigste in dieser Capelle ist das sogenannte Königsgewölbe (royal vault), in welchem mehre schottische Könige aus der Familie der Stuarts begraben wurden. Die Särge hätten Cromwell's Soldaten genommen und verkauft, sagen die Leute. Die Gebeine wurden nachher gesammelt und auf Breter hingelegt. Man sieht sie von außen durch ein eisernes Gitter, welches man später zum Schutze vor das Gewölbe setzte, daliegen. Es sind zwei Schädel, einige Bein- und Armknochen. Nie habe ich königliche Gebeine so ausgestellt gesehen, wie diese der Stuarts. Auch eine Flasche sah ich zwischen den Knochen liegen. Die Leute sagten, es wären „Records“ (Urkunden) darin enthalten. Die Wölbung ist inwendig schwarz angestrichen und dann mit einer Menge kleiner weißer Flecken besäet, welche Thränen vorstellen sollen; die Katholiken malten auch auf ihre Trauerwappen immer solche Thränen, wenn sie sie beim Tode eines ihrer Familienmitglieder ausstellten. So ist denn Alles in der gehörigen historischen und tragischen Ordnung: — Auf den Corridoren des

Palastes der Stuarts findet man Blutflecke, die man nicht wegwaschen kann, — in den Zimmern sind an den Plafonds statt heiterer Gemälde Wolken gemalt, — und in ihrem Todtengewölbe regnet es auf ihre nackten Gebeine beständig Thränen herab, — jedoch nur fingirte Thränen.

V.

Der Forth.

Holyrood bei Edinburgh, Stirling-Castle, das Schloß von Linlithgow und Scone bei Perth, dieß waren die Hauptresidenzen der ehemaligen schottischen Könige. Sie liegen alle nicht weit auseinander in dieser weitesten und schönsten Oeffnung der schottischen Niederlande nach Osten hin, in der Nähe des Forth und des Tay, die sich hier nachbarlich, die schöne Grafschaft Fife zwischen sich nehmend, ins Meer ergießen. Ich machte mich, nachdem ich mich an dem schönen Bilde von Edinburgh einigermaßen satt gesehen, zu den anderen, alten Königssitzen auf, und zwar zunächst nach Stirling, wohin man am beßten per Dampf auf dem anmuthigen Frith von Forth gelangt.

Wir schifften uns in der Nähe von Leith, dem Hafen von Edinburgh, zu dem eine schöne breite, stets belebte Straße hinabführt, ein. Unser kleines Dampfschiff lag neben dem Trident, einem gewaltigen, herrlichen Seesteamer, der eben von London angekommen war und dem zu Ehren man auf dem Nelsonmonumente auf Caltonhill in Edinburgh eine

Flagge aufgesteckt hatte. „She took her Majesty from this to London“ (sie brachte ihre Majestät von hier nach London), sagte mir ein Passagier, der mir die wundervollen Eigenschaften des Schiffes auseinander setzte. Sie (der Trident nämlich, — die Schiffe, auch wenn sie einen Mannsnamen haben, werden von den Engländern alle „sie“ genannt) wurde dem Royal-George vorgezogen. Auf ihr, dem Royal-George nämlich, war die Königin hergekommen, aber sie ging nicht rasch genug. Und der Trident ist seitdem ein sehr berühmtes Schiff geworden. Es ist merkwürdig, daß die Engländer, die in der Regel mehr sächliches Geschlecht als wir haben, doch viele Sachen personificiren, mit denen wir dieß nicht thun. So z. B. machen sie auch jede Postkutsche zu einer „Sie“ und endlich auch jedes Land; z. B. von Schottland redend, drücken sie sich so aus: „Sie ist ein sehr schönes und interessantes Land.“

Ganz nahe bei Leith liegt ein anderer kleiner Ort, Newhaven genannt, der seiner eigenthümlichen Bewohner wegen in Edinburgh berühmt ist und bei dem jetzt die meisten Dampfschiffe anlegen. Die Bewohner sind ein kleines Fischervolk von etwas mehr als 1000 Seelen, die ganz eigenthümliche Sitten haben, ihre Häuser anders bauen als die benachbarten Leute, sich anders kleiden als diese und sich auch selten mit ihnen verheirathen. Die Männer sind fast beständig auf dem Wasser beschäftigt, und daher mag es kommen, daß die Weiber bei ihnen auf dem Lande und im Hause das Regiment völlig in Händen haben. Diese Weiber sind in Edinburgh, wohin sie die Fische zu Markte führen, ihrer Stärke wegen geachtet und gefürchtet, und sie

sind so sehr die Hauptpersonen in den Haushaltungen von Newhaven, daß, wenn z. B. eine sich verheirathet, die nicht rührig, thätig und kräftig genug zu sein scheint, die anderen Weiber darüber schreien und sprechen: „Was will die heirathen? Ist sie denn im Stande, dem Manne und der Familie Brod zu erwerben?“ Es giebt noch einen anderen Fischerort bei Edinburgh, nämlich die Stadt Musselburgh, deren Bewohner ebenfalls viel Eigenthümliches haben und denen von Newhaven ganz ähnlich sein sollen. Auch im Norden von Schottland, bei Aberdeen, giebt es einige kleine fischende Orte, deren Bewohner viel Besonderes haben, und von denen man glaubt, daß sie alte dänische oder norwegische Colonieen sind, die über das deutsche Meer herüberkamen und sich in ihrer Eigenthümlichkeit erhielten. Es ist bemerkenswerth, daß Fischerorte in der Regel sich von den übrigen auszeichnen. An den Küsten der Ostsee giebt es z. B. Fischerdörfer mit lettischen Bewohnern unter einer deutschen Bevölkerung (in Preußen), Fischerdörfer mit esthnischen Bewohnern unter den Letten (in Kurland), Fischerdörfer mit schwedischen Bewohnern unter den Esthen (in Liv- und Esthland). Am schwarzen Meere giebt es kosakische Fischerdörfer unter Umwohnern walachischen, tatarischen oder sonstigen Stammes. Es sind dieß entweder Reste von den alten Bevölkerungen des Landes, die sich an entlegenen Küstenstrichen, wo sie ohnedieß halb auf dem Meere leben und gewissermaßen nur mit einem Fuße auf dem Lande stehen, erhalten haben, oder es sind schwärmende Colonieen aus überseeischen Ländern, die hier leicht Wurzel faßten, weil sie nur wenigen Landes bedurften,

das man ihnen gern zugestand. Auch an der deutschen Küste der Nordsee giebt es mehre solche alte eigenthümliche Fischergeschlechter, wie z. B. die Helgolander vor der Weser- und Elbmündung, mehre friesische Colonieen.

Die ganze Mündung des Frith von Forth war voll mit kleinen Fischerbooten, die wir wie die Möven auf dem Wasser schwanken sahen. Zuweilen schlüpften sie ganz nahe an unserem Dampfer vorüber. Die Hauptfische sind hier in allen diesen schottischen Meerbusen der Häring und der Lachs. Für beide Fische war es aber jetzt nicht die Zeit, und ich weiß nicht, auf welches Thier es damals eben jene Boote abgesehen hatten. Es ist noch nicht gar lange her, daß die Engländer und Schotten, die man der Lage ihres Landes nach für die ältesten und beßten Fischer der Welt halten sollte, so eifrig die lebendigen Vorräthe ihrer Meere benutzen. Denn bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus, ja bis zu unserem Jahrhunderte her, waren es die Holländer, denen die Engländer und Schotten gestatteten, ihnen die Fische, so zu sagen, vor der Nase wegzufangen. Noch jetzt selbst werden mehre Arten von Fischen bloß von Holländern auf den Markt von London geführt. Die Friesen, die Holländer, die Norweger sind uralte Fischer und Schiffer, und wahrscheinlich stammen auch alle jene, von uns erwähnten Fischercolonieen an der schottischen Küste von ihnen her.

Es ist etwas Wundervolles um eine so geschäftige Flußmündung, wo die Schiffe so emsig ein- und ausrauschen, wie die Insecten an einem Bienenkorbe. In weiter Ferne sahen wir die Dampfer und die stolzen Segler vorüber ziehen. Und dazwischen lagen mehre kleine, durch ihre wunder-

liche Gestaltung merkwürdige Inseln: Inchkeith, Cramond und andere. Einige, bei denen wir nahe vorüber kamen, ließen uns deutlich erkennen, daß sie vulcanischen Ursprungs waren, wahrscheinlich Trapp= oder Basaltgebilde. Die kleine Insel Stone=Mickerey sieht gerade so aus wie eine von hundert Kanonen zusammengeschossene und völlig ruinirte Festung. Auf der kleinen Insel Inch=Colme liegt zwischen den Felsenruinen ein altes Kloster. An einigen giebt es große und schöne Austernbänke, die aber leider nicht den armen Newhavenern oder solchen Leutchen gehören, sondern dem Herzog von Buccleugh und solchen Männern.

Jenes Kloster wurde von Alexander I. gestiftet, als er auf einer Ueberfahrt nach Fife von einem gewaltigen Sturme an diese Insel geworfen wurde, wo er drei Tage zu bleiben genöthigt war, und wo er Niemanden fand als einen frommen Mönch, der ihn und sein Gefolge mit Milch und Schellfisch versah. Auch die Königin von Schottland, Marie von Guise, scheiterte hier an der Mündung des Forth bei Fife=Neß und wurde daselbst von dem Besitzer von Balcolmiehouse, einem alten Schlosse in der Nähe jenes Vorgebirges, bewirthet. Und wieder eine andere Stelle dieser Küste, „Margarethens Hoffnung" genannt, ist diejenige, zu welcher eine sächsische Königin, Margaretha aus England, vom Sturme verschlagen wurde.

Der Frith von Forth ist an seiner Mündung etwa 10 bis 20 Meilen breit, — bei Leith etwa 5 bis 6. Allmählig verengt er sich bei dem Orte Queensferry beinahe bis zu einer halben Meile, um dann weiterhin im Innern sich noch ein Mal wieder bis zu 2 und 3 Meilen

Breite zu erweitern. Man könnte also so zwischen einem **äußeren** und einem **inneren** Frith von Forth unterscheiden. Da aber jenseit der besagten Verengung das Wasser gleich süß oder doch wenigstens „brakish“ (halb süß und salzig) wird, so nehmen die Engländer hier schon den Fluß Forth an und nennen bereits den inneren Meerbusen „River,“ obgleich von einem Fließen des Wassers wenig darin zu erkennen ist.

Es ist bemerkenswerth, daß allen schottischen Friths dieselbe Gestalt als Urform zum Grunde liegt. So hat der Frith von Tay seine Verengung bei Portoncraig, so der Frith von Murray die seinige bei Fort George. Sie zerfallen alle durch diese Verengungen in einen äußeren und einen inneren Meerbusen. In der Verengung selbst geht immer eine Fähre aus einer Grafschaft in die andere. Es sind meistens Dampfschiffe, welche diese Fähren (Ferries) bedienen. Hier war es die Queensberry-Ferry zwischen den Grafschaften Fife und Linlithgow. Fife ist eine der beßten, fruchtbarsten und bevölkertsten Grafschaften von Schottland und wird von den Schotten als ein kleines Paradies geschildert. Es hat auch das Thal Eden in seinem Herzen, das aber gemeiniglich „the How*) of Fife“ genannt wird, seiner Fruchtbarkeit wegen berühmt und von dem Flusse Eden durchströmt ist.

Fife, das voll von hübschen Landsitzen ist, keine große Stadt hat, dagegen eine große Menge von kleineren, die fast alle am Frith von Forth liegen, läßt sich mit der Grafschaft Wicklow in Irland und Kent in England vergleichen.

---

*) Ich habe weder bei Johnson, noch sonst wo finden können, was dieses Wort bedeutet. Es muß wohl ein Provinzialismus sein.

Auf der anderen Seite nach Süden zu liegt die gleichfalls ebene Grafschaft Linlithgow. Nur geradeaus nach Westen sieht man allmählig die Berge von Stirling auftauchen. Vergleicht man den Frith von Forth mit seinem Bruder im Westen, dem Frith von Clyde, so muß man erstlich sagen, daß sie beide außerordentlich schön sind, daß aber dem von Clyde wohl im Ganzen doch der Vorzug gebührt, da er gleich mitten in die Hochlande hineinführt, die an seinen Ufern großartigere und mannigfaltigere Scenen herbeizaubern. Der Frith von Forth führt dagegen in die Mitte der schottischen Niederlande und hat daher liebliche und hübsche Scenen anderer Art an seinen Ufern: die Landsitze der Earls von Murray, der Lords Elgin und ein altes Schloß der Stuarts, Rossyth-Castle, in welchem auch die Großmutter von Cromwell, die eine Stuart war, geboren wurde.

So wie wir den Engpaß bei der Queensberry-Ferry passirt hatten, sahen wir eine Menge Enten auf dem Wasser. Der Schiffscapitän erzählte mir, um diese Zeit fingen die Seeenten, deren es hier sehr viele verschiedene Arten giebt, und andere Seevögel an, sich in die innere Bai hinter die Felsen des Engpasses zurückzuziehen, und später im Winter folgten ihnen so viele, daß oft die kleinen Baien von Vögeln ganz bedeckt seien.

Wir hatten eine Menge Passagiere am Bord von allen möglichen Ständen, und wir setzten sie überall in den kleinen Städten und Dörfern der County Fife und der übrigen Grafschaften ab. Seitdem die Dampfschifffahrt hier in jeden Fluß, in jeden Meerbusen, in jede Bai eingedrungen ist, haben sich alle Dinge im Lande so geändert, haben sich so

Bayerische Staatsbibliothek München

viele neue Beziehungen angesponnen, so viele menschliche Thätigkeiten etablirt und dabei solche immense, solche unberechnenbare Aussichten eröffnet, daß man alle Lust verliert, von diesen Dingen zu sprechen anzufangen, und daß man keinen Muth hat, hier mit einer Untersuchung zu beginnen, wo jeder Schritt gleich ins Unermeßliche führt. Die Welt ist in so immensen Fortschritten begriffen, daß die Beobachtung und Verzeichnung dieser Fortschritte beinahe unmöglich wird, und daß die Entwickelung des Menschengeschlechts den Geschichtschreibern, die sich allmählig Riesenfäuste und hundert Arme und tausend Finger anschaffen müssen, wenn sie alle Fäden in der Hand behalten wollen, sich mehr und mehr entzieht.

Unter unseren Passagieren interessirten mich zwei am meisten, ein Italiener, Namens Ortelli von Rivolta, in der Nähe des Lago di Como, und ein schottischer Prediger. Bei jenem, dem Italiener, sah ich zum ersten Male, daß diese merkwürdige Verbreitung der Italiener über die großbritannischen Inseln sich auch in den Norden von Schottland fortsetzt. Es giebt viele Orte in Großbritannien, in welchen die italienischen Ausländer weit zahlreicher sind als die deutschen, was merkwürdig ist, da die Deutschen den Engländern doch viel näher und auch verwandter sind als die Italiener. Auch giebt es, glaube ich, weit mehr Italiener in den englischen Städten als in den deutschen (wenigstens wenn man die österreichischen ausnimmt), was wieder merkwürdig ist, da wir Deutschen doch mit den Italienern von jeher viel mehr zu thun gehabt haben. In einigen Branchen der Gewerbe

ist dieß ganz entschieden so, so z. B. in der Musik und der Barometerverfertigung. Denn weder italienische Musiker, noch italienische Barometer- und Thermometermacher findet man bei uns so zahlreich und so gewöhnlich wie in England. Außerdem sind die Italiener in England auch Lehrer der Musik, Gypsfigurenmacher, Krämer mit italienischen Waaren, wie bei uns. Mein Freund hatte sich von oben bis unten, hinten und vorn mit Barometern behangen. Er sagte mir in Italienisch-Englisch, daß er so ganz Schottland durchstreife und „up and down in the country" gehe. Ein Italiener in Edinburgh versicherte mir, daß es hundert Italiener in der Stadt gäbe, während von Deutschen kaum halb so viel dort leben.

Jener Prediger war aus Fifeshire, ein Mann von kräftigem Körperbau und durchdringender Stimme, der mir eher ein wohlhabender Pächter als ein Prediger zu sein schien. Die Anderen hatten mich schon aufmerksam auf ihn gemacht und sagten mir, es sei ein „highfligher" (ein Hochflieger). So pflegt man in England jeden Schwärmer und jetzt insbesondere diejenigen von der schottischen presbyterianischen Kirche zu nennen, welche heftig auf die Rechte dieser Kirche und ihre Unantastbarkeit pochen. Seitdem die Tories wieder — „in sind", besteht bekanntlich kein gutes Vernehmen zwischen der presbyterianischen Kirche von Schottland, „the Kirk *)," und dem großbritannischen Ministerium.

*) So wird sie gewöhnlich mit dem alten schottischen (sächsischen) Worte genannt, während die Episcopalkirche „the church" heißt. In alten Schriften wird die schottische Kirche nie anders als „the kirk" genannt. Jetzt in den neueren

Bayerische Staatsbibliothek München

„The Tories are broken in the church“ (die Tories sind in unsere Kirche hereingebrochen), „wir müssen ihnen die Stirn weisen,“ sagte mein Priester, als ich mit ihm auf die Ursache dieser Mißstimmung zu sprechen kam. „Sie wollen uns die Macht der Schlüssel (the power of the keys) nehmen, die uns doch von Gott selber gegeben ist, und wir dürfen dieß nicht leiden; denn dieß würde heißen, daß wir es duldeten, daß man Gott seines Ruhmes beraube“ (to deprive him of his glory)*).

Ich weiß nicht, woher es kommt, daß ich mir immer von Jugend auf eingebildet habe — und ich glaube, es geht mehren Deutschen so — daß mit der presbyterianischen Einfachheit sich auch eine gewisse Bescheidenheit und Duldsamkeit verbinde, und selbst seitdem ich längst durch die Geschichte eines Anderen belehrt worden bin, kann ich mich noch immer nicht recht in das Gegentheil hineinfinden. Und doch ist dem nicht so. Die schottischen Presbyterianer, die in sich das Wesen und den Zustand der ersten Christen wiederherstellen wollten, haben damit doch keineswegs die Demuth, Liebe und Sanftmuth, welche wir als wesentliche Merkmale der christlichen Lehre entdecken, und die sich bei dem Stifter unserer Religion selbst im schönsten Lichte zeigen, in ihren Seelen reproducirt. Sie sind so weit entfernt davon, daß

Schriften nennt sie sich wenigstens selbst, wie es scheint, lieber „the church.“

*) Seitdem dieß geschrieben wurde, ist bekanntlich jene völlige, so höchst merkwürdige Spaltung eingetreten, vermöge deren 600 Prediger mit ihren Freunden sich als gesonderte freie Kirche (Free Kirk) constituirt haben.

Bayerische Staatsbibliothek München

sie vielmehr nur in äußeren Dingen die ersten Christen nachahmten, während sie in Bezug auf Glaubensgrundsätze eine große Strenge und Strictheit, und in Bezug auf priesterliche Macht und Gerechtsame ganz die päpstlichen Grundsätze annahmen. Sie nennen ihre Kirche in dieser Beziehung eine apostolische Kirche und beweisen es, daß die apostolische Macht zu lösen und zu binden (the power of the keys), wie sie es in allen ihren Schriften nennen, von Petrus direct auf sie herabgekommen sei. Der Macht der Schlüssel stellen sie die Gewalt des Schwertes (the power of the sword), d. h. die Staatsgewalt, gegenüber, und ihre „General Assembly" (Generalversammlung), mit dem Moderator an der Spitze, betrachtet sich in geistlichen Dingen eben so souverain in Schottland, wie der Staat es in weltlichen Dingen ist, und kämpft für die Unantastbarkeit dieser Rechte gegen die Uebergriffe von Seiten Englands eben so eifrig, unnachgiebig und untrüglich, wie der Papst es gegen die Kaiser des römischen Reiches that.

Es giebt jetzt außer der päpstlichen Kirche keine zweite in Europa, die so unabhängig vom Staate, so souverain dasteht, wie die Kirk von Schottland. In Rußland und Polen ist der Kaiser auch das Haupt der Kirche, in Preußen und mehren anderen protestantischen Staaten gleichfalls. In den meisten katholischen Staaten hat der Staat auf die Kirche einen bedeutenden Einfluß. In England und in Irland ist der König zu gleicher Zeit das geistige Oberhaupt der Kirche, und seine und seines Parliaments Beschlüsse sind für die Kirche bindend. In Schottland dagegen ist seit der letzten Revolution und

schon seit der Union Englands mit Schottland die Souverainetät der schottischen Kirche anerkannt, und die englischen Könige, die zu wiederholten Malen den Versuch machten, den Grundsatz auch in Schottland durchzusetzen, daß der Staatssouverain sowohl in weltlichen, als ist geistlichen und kirchlichen Dingen der oberste Lenker sei, haben nicht ferner auf diesem Satze bestanden.

Es ist nun aber natürlich leichter, so etwas im Allgemeinen aufzustellen, als es im Einzelnen durchzuführen und namentlich das Gebiet und die Gränzen der weltlichen und der geistlichen Dinge genau zu bestimmen. Einige Punkte blieben daher in Schottland immer streitig zwischen den weltlichen und den geistlichen Berechtigungen, die vom Parliamente nie definitiv erledigt wurden, und die daher zu verschiedenen Zeiten zu Reibungen zwischen der Kirche und dem Staate Anlaß gaben.

Einer dieser Punkte ist z. B. die Frage, wie weit das Patronatsrecht gehe, ob ein vom Patron vorgeschlagener Prediger unbedingt von der Gemeinde angenommen und von den oberen geistlichen Behörden ordinirt werden müsse, oder ob diese ihn verwerfen können, und ob die Gemeinde die Berechtigung habe, daß wider ihren Willen ihr kein Prediger aufgezwungen werden dürfe.

Da fast sämmtliche Predigerstellen der presbyterianischen Kirche solche Patrone haben, so ist die Frage natürlich sehr wichtig. Bei vielen übt die Krone dieses Patronatsrecht aus, bei einigen wenigen die Stadträthe (die meisten derselben sind in Edinburgh), bei anderen, ebenfalls wenigen, ist es die Gemeinde selbst (the communicants), bei

der entschiedenen Mehrzahl aber die großen Landbesitzer, die Marquis, Herzöge und Earls. So haben z. B. der Herzog von Argyll und der Herzog von Buccleugh das Patronat von einer außerordentlichen Menge von Kirchen. So hat der Earl von Zetland das Patronat von 29 Gemeinden auf den Orkaden und Shetlands-Inseln, und nur sechs von den 35 auf dieser Inselgruppe befindlichen Gemeinden (parishes) stehen nicht unter dem Patronate dieses Earls.

Gegen eine solche ungeheuere Gewalt der Patrone hat man nun natürlich schon seit lange in Schottland angekämpft, nicht nur durch Stiftung von sogenannten „Antipatronage-societies" (Antipatronatsgesellschaften), deren es eine in Edinburgh und 26 andere, damit in Verbindung stehende in den anderen Städten Schottlands giebt, sondern auch seit 80 Jahren durch wiederholte Anträge an das Parliament, daß man den Gemeinden das Recht, einen vom Patron vorgeschlagenen Geistlichen zu verwerfen, gesetzlich constituiren möge. Obgleich dieses Recht bisher nicht bewilligt worden ist, so ist doch das Vernehmen zwischen der weltlichen und geistlichen Macht, besonders unter dem Whigministerium, ziemlich gut gewesen, weil entweder die Patrone, die, was noch bemerkt werden muß, zum Theil sich zu der englischen Episcopalkirche halten, solche Candidaten vorschlugen, welche den Gemeinden gefielen, oder weil die Gerichtshöfe in vorkommenden Streitfällen mehr zu Gunsten der Communicants entschieden.

Jetzt aber, seitdem die Tories und die englischen Hochkirchenmänner das Ruder wieder in Händen haben, haben die Patrone an Hartnäckigkeit gewonnen und be-

stehen stricte auf der unbedingten Annahme ihrer Candidaten, und zu gleicher Zeit entscheidet auch der oberste Gerichtshof von Schottland, der sogenannte „Court of Session," der der Farbe des Ministeriums folgt, die vorkommenden Streitfragen zu Gunsten der Patrone und gegen die Kirche. Und nicht bloß in solchen Fällen, wo das Patronatsrecht betheiligt war, sondern auch noch in anderen Fällen hat dieser „Court of Session" sich Eingriffe in die Privilegien und Berechtigungen der Kirche von Schottland erlaubt (has encroached upon the spiritual Privileges of the kirk).

Wie das oberste weltliche Gericht der „Court of Session" ist, so ist das oberste geistliche die General-Versammlung der Abgeordneten der verschiedenen Synoden und Presbyterianer, unter dem Vorsitze des Moderators und dem Beisitze eines Regierungscommissars (Lord-High-Commissioner). Diese allgemeine Versammlung nun hat über die Fälle, in welchen der „Court of Session" mit dem Arme der weltlichen Gewalt seine Entscheidungen durchsetzte, diesem Gerichtshofe vergeblich Vorstellungen gemacht, und eben so vergeblich auch beim Parliamente um Gehör gebeten. Sir Robert Peel hat im vorigen Jahre eine Rede gehalten, die den Prätensionen der schottischen Kirche sehr ungünstig war, und die der allgemeinen Versammlung sehr mißfallen mußte. Und da diese nun kein anderes Mittel mehr in Händen hat, so hat sie an das ganze Publicum von Schottland und England appellirt (they have brought their case before the country at large) und unter dem schon aus den alten schottischen Revolutionszeiten her berühmten Titel

„Claim of rights“ eine Declaration und Protestation gegen die Anmaßungen des „Court of Session“ (und natürlich der hinter diesem stehenden Regierung) erlassen, die so außerordentlich merkwürdig und charakteristisch ist, nicht nur für den Geist dieser Kirche selbst, sondern überhaupt für die Schotten und insbesondere für das gewöhnliche Wesen und Benehmen ihrer Prediger, daß ich, wenn die Sache nicht gar zu lang wäre, hier, wo ich Beiträge zur Charakteristik des Landes und Volkes geben will, beinahe nichts Bezeichnenderes hersetzen könnte, als diese ganze Declaration.

Es ist diese „Claim of rights“ vom 24. Mai des vorigen Jahres (1842) datirt, und da sie sich nicht nur an das schottische Volk (das auch oft „das presbyterische Volk“ genannt wird), sondern überhaupt an alle Reformations-Kirchen in der ganzen Welt wendet, so hat sie natürlich einen sehr weiten Nachhall gehabt, denn es sind die schottischen Presbyterianer weit über den Globus verzweigt; es giebt sieben Presbyterien in England, 23 Presbyterien in Irland, mehre Gemeinden in Holland, sechs Presbyterien in Canada, vier in Neu-Schottland, zwei in Neu-Braunschweig, zwei in Australien, eine in Guiana, mehre Gemeinden auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, in Westindien, in Ostindien, in Südamerika, in den nordamerikanischen Freistaaten. Es beginnt jene Declaration folgendermaßen:

„Die allgemeine Versammlung der Kirche von Schottland, welche die ernste Lage, in die sich nach dem unerforschlichen Rathschlusse Gottes diese Kirche versetzt findet,

in Betracht zieht rc., beschließt folgende Forderung und Protestation:"

„In Betracht dessen, daß es eine wesentliche Doctrin dieser Kirche ist, daß es kein anderes Haupt derselben giebt als den Herrn Jesus Christ, und daß, während Gott, der oberste Herr und König der ganzen Welt, Civilobrigkeiten verordnet hat, um unter ihm und zu seinem eigenen Ruhme das Volk zu regieren und das öffentliche Gut zu verwalten, und während er sie zu diesem Ende gewappnet hat mit der Gewalt des Schwertes, welche verschieden ist von der Gewalt der Schlüssel oder der geistlichen Autorität, doch der Herr Jesus, als König und Haupt dieser Kirche, in derselben eine Regierung in der Hand der Kirchenbeamten, verschieden von der Civilobrigkeit, festgesetzt hat";

„In Betracht auch, daß diese Oberhoheit der Kirche in ihren eigenen Angelegenheiten durch alle jetzt Gültigkeit habenden englischen Gesetze, so wie auch namentlich durch den Unionstractat der beiden Königreiche und durch den Eid, den die Souveraine dieser Königreiche für die Aufrechthaltung der Verfassung derselben und namentlich auch jenes Unionstractates leisten, bestätigt ist" (es werden dann alle Punkte der englischen und schottischen Gesetze, die hierher gehören, specificirt und kritisirt);

„In Betracht ferner, daß der oberste Court of Session von Schottland eine Menge Entscheidungen von sich gegeben und eine Menge Maßregeln ergriffen hat, welche jenen Gesetzen, jenem Eide und jenem dadurch anerkannten Kirchenregimente zuwider sind" (alle diese Entscheidungen und Maßregeln werden dann specificirt);

„In Betracht dessen, daß das Regiment und die Disciplin der Kirche des Christs nicht Seinen Gesetzen und der Constitution Seiner Kirche gemäß geführt werden kann, wenn sie solchen Gewalten, wie sie von jenem weltlichen Tribunale angenommen sind., unterwürfig sein soll";

„Und in Betracht dessen, daß die Kirche, ob sie zwar, wie sie immer gethan hat, ihre Verbindung (her connection) mit dem Staate unter den in den Gesetzen enthaltenen Bedingungen und mit den ihr und ihrem Volke durch diese Verbindung gesicherten zeitlichen Vortheilen (temporal benefits) sehr hoch in Ehren hält, nichts destoweniger, selbst bei der drohenden Gefahr eines Verlustes jener Verbindung mit dem Staate und jener zeitlichen Vortheile, — so tief sie auch ein solches Resultat ihrer selbst und der Nation wegen beklagen und bedauern würde, — doch als eine Kirche des Christs bei Aufrechthaltung ihrer Freiheiten und in der Führung ihres Regiments nach ihren eigenen Verfassungsprincipien beharren muß, und in Betracht dessen, daß sie es für ihre Pflicht hält, ihre Beistimmung zu verweigern, daß ihr Volk seiner rechtmäßigen Freiheiten beraubt werde":

„In Betracht aller dieser Dinge daher, und im Namen und zum Beßten dieser Kirche und der Nation und des Volkes von Schottland, fordert die Generalversammlung als ein Recht (claims as of right), daß sie frei besitzen und genießen solle ihre Freiheiten, ihr Regiment, ihre Disciplin, ihre Rechte und Privilegien, dem Gesetze gemäß, insbesondere zur Vertheidigung der geistlichen Freiheiten ihres Volkes, und daß sie darin beschützt werden solle gegen

die vorgenannten inconstitutionellen und ungesetzmäßigen Eingriffe des genannten Court of Session",

„Und sie erklärt, daß sie in Uebereinstimmung mit dem Worte Gottes und den Dictaten ihres Gewissens gemäß das Regiment der Kirche Christi nicht führen kann, wenn sie dem Zwange des Court of Session unterworfen bleiben soll, und daß sie selbst im Angesichte der Gefahr des Verlustes der weltlichen Vortheile, welche ihr vom Staate gesichert sind, und der Vorrechte einer anerkannten und etablirten Landeskirche (the public advantages of an establishment) so zu thun verweigern muß, wie sie auch mit Gottes Gnade thun wird, was auch immer für Unruhe und Verfolgung daraus entstehen möge (notwithstanding of whatsoever trouble or persecution may arise)",

„Und sie protestirt, daß alle und jede Parliamentsgesetze von Großbritannien, die ohne die Zustimmung dieser Kirche und der Nation gegen ihre Freiheiten und Privilegien beschlossen würden, so wie auch alle Aussprüche von Gerichtshöfen, welche mit jenem Kirchenregimente in Widerspruch stehen, in sich selbst null und nichtig, und von keinerlei gesetzlich bindender Kraft und Ansehen sind und sein sollen, und daß, während sie sich völlig allen solchen Gesetzen und Aussprüchen, insoweit als sie weltliche Dinge betreffen werden, — jedoch nur in so weit — unterwerfen wird, doch ihre Unterwerfung nicht als eine Genehmigung darin angesehen werden soll, sondern daß es den Mitgliedern dieser Kirche und ihren Nachfolgern freistehen soll, zu jeder nachfolgenden Zeit, wenn irgend eine Aussicht, Gerechtigkeit zu erhalten, sich darbieten wird, eine Restitution

aller solcher bürgerlichen Rechte und Privilegien und zeitlichen Vortheile und Begabungen, die sie jetzt aufzugeben vielleicht mit Gewalt gezwungen werden möchten, zu fordern."

„Und schließlich ruft die Generalversammlung das christliche Volk dieses Königreichs und alle Kirchen der Reformation in der ganzen Welt, welche der großen Doctrin der einzigen Leitung (of the sole Headship) des Herrn Jesus über Seine Kirche huldigen, auf, zu bezeugen, daß für die treue Anhänglichkeit an diese Doctrin die Kirche Druck und Ungemach leidet, — und insbesondere fordert sie alle Mitglieder und Diener dieser Kirche, welche willig für die Anhänglichkeit an ihren angebeteten König und Herrn leiden wollen, auf, es mit der Kirche zu halten (to stand by the Church) und sich zu vereinigen im Gebete zum allmächtigen Gott, daß es ihm gefallen möge, die Herzen der Regierer dieses Königreichs zu wenden, — oder, wenn dieß nicht, daß er dieser Kirche und ihren Dienern in ihrem Volke Stärke und Muth geben möge, mit Resignation die zeitlichen Vortheile zu verlieren, und die persönlichen Opfer und Leiden, denen sie unterworfen werden möchten, zu dulden, und daß er sie auch mit Eifer und Energie begaben möge, das Wachsthum des Königreichs Seines Sohnes zu befördern, in welche Lage immerhin sie nach Seinem Willen versetzt werden möchten, und daß Er zu Seiner Zeit (in His own good time) ihnen die Vortheile, die Früchte der Leiden und Kämpfe ihrer Vorväter in vergangenen Zeiten zurückgeben und ihnen die Gnade verleihen möge, daß sie nachher dieselben mit mehr Erfolg als bisher zu der Verherrlichung Seines Ruhmes zu verwenden im Stande sein könnten."

Ich sage, dieses Document ist an und für sich ein sehr interessantes, da es als eine Erscheinung unserer Zeit in der Reihe vieler anderen von derselben Kirche ausgegangenen Claims of rights dasteht, und da Jemand, der jetzt in Schottland reist, ohne mit demselben bekannt zu sein, die Aufregung, die im Lande herrscht, nicht verstehen würde. Dann aber auch giebt es denjenigen, die sich von den Schotten und ihrem Wesen eine deutliche Vorstellung machen möchten, eine sehr gute Idee von der Art, wie eine große Menge von Schotten zu denken und sich auszudrücken pflegt. Denn man muß nicht glauben, daß die in jener Proclamation vorkommenden Ausdrücke etwa wegen der Solennität der Sache besonders gewählt seien und sonst nicht weiter vorkommen. Nein im Gegentheil, wie die päpstlichen Phrasen sich seit einem Jahrtausende in allen päpstlichen Bullen stets und unveränderlich auf dieselbe Weise wiederholen, so kommen auch in jenem Documente viele presbyterianische Phrasen vor, die man in allen Acten der schottischen Synoden und Generalversammlungen wiederfindet. Und nicht bloß dieß, sondern man kann sie geradezu mit 1000 multipliciren und sich vorstellen, daß man sie täglich und beständig im gewöhnlichen Leben, sowohl von Clerikern als auch von Laien, wiederholt hört. Auch von den Laien sage ich; denn es ist in dem Wesen der presbyterianischen Kirche begründet, daß die Laien gar nicht so scharf von den Clerikern geschieden sind, und daß sie alle mit einander, so zu sagen, eine gewisse priesterliche Färbung an sich haben. Ich muß darauf verzichten, dieß durch einige interessante und aus dem Leben gegriffene Beispiele noch anschaulicher zu machen, da ich, wie ich glaube, Gefahr lau-

fen würde, bei meinen Lesern die Meinung zu erwecken, daß ich heilige Gegenstände nicht mit dem ihnen gebührenden Ernste behandeln wolle, wovon ich, der ich als Ethnograph bloß schildern will, was ich sah und hörte, doch gewiß fern bin.

So erst konnte ich solche Ausdrücke, wie sie mein geistlicher Freund auf dem Dampfschiffe gegen mich brauchte, recht verstehen. „The tories will break in the church, and we cannot bear it, — and now we are fighting (nach schottischer Aussprache klingt dieß so: „fechting") together" (die Tories wollen in unsere Kirche brechen, — wir können es aber nicht dulden, — und daher kämpfen wir nun mit einander). Derselbe Mann war auch in Deutschland gewesen, und er nannte die Deutschen: „simplehearted creatures" (Creaturen von einfachem Gemüthe). Er hatte auch den Sonntag in Dresden, Frankfurt und anderen deutschen Städten gesehen (I saw the sabbath at Dresden) und murmelte mit einem Blicke des Bedauerns und der Verzweiflung zum Himmel etwas darüber, daß dort nicht der geringste Respect vor dem Sabbath herrsche. Ueber die rheinischen Städte drückte er sich so aus: er habe sich gewundert, wie hoch er sie in den katholischen Dingen und im Papstthum (high in catholics and popery) gefunden habe. Das Ziel seiner Reise war aber Geneva (Genf) gewesen, und er schätzte sich glücklich, diese Stadt Calvin's, die für die schottischen Presbyterianer eine Art Zion ist, gesehen zu haben. („I should like to see Geneva", diesen frommen Wunsch hörte ich im Verfolge meiner Reise viele Schotten äußern.) Unterwegs in einem kleinen Orte

von Fife verließ uns dieser unser „Highfligher“. Ein anderer, angenehmer und gebildeter Geistlicher blieb aber zu unserem Troste zurück, der mich einlud, ihn auf seiner „manse“ und „glebe“ — so nennen sie in Schottland das Pfarrhaus und das Ackerland, mit dem eine Pfarrei dotirt ist — zu besuchen.

Wir fuhren den schönen Forth bis dahin hinauf, wo er ein ganz schmaler Fluß wird, und wo uns Mangel an Wasser nöthigte, — es war gerade Ebbezeit, — unser Dampfschiff — Victoria hieß es, und sein Schwesterdampfschiff, das mit ihm um die Wette den Forth befährt und derselben Gesellschaft gehört, heißt Prinz Albert, wie denn dieses Namenspaar einem jetzt überall unter den englischen Dampfschiffen begegnet — zu verlassen und unsere Reise nach Stirling in einem kleinen Boote fortzusetzen. Der Fluß windet sich in unzähligen Halbkreiskrümmungen bis Stirling hinauf, und Stadt und Schloß und Berge schlüpften uns bald zur Rechten, bald zur Linken vorüber, bald hatten wir sie hinter uns, bald vor uns. Die Ufer boten die schönste Abwechselung dar. Auch dieses letzte Stück des Forth bis Stirling ist wunderschön, und die herrliche Abtei von Culroß (da, wo das Wasser noch breit ist), das Städtchen Kincardine*), die Stadt Alloa mit dem alten Thurme und Sitze der Earls von Marr, viele Souvenirs an Robert Bruce, dessen Spur man übrigens fast nirgends in Schottland verliert, mancherlei Ueberreste von römischen Befestigungen, auf die man, in den Lowlands wenigstens, überall stößt,

*) Es giebt noch ein Kincardin in Perthshire.

und eine Menge anderer Dinge, deren mannigfaltiges historisches und romantisches Interesse hier zu entwickeln nicht so leicht sein würde, gewähren die angenehmste Unterhaltung an diesem Wege hin.

„Welch herrliches Land ist dieß, welche Häufung der interessantesten Dinge auf einem kleinen Flecke!“ sagte ich zu einem meiner schottischen Begleiter. „Ich begreife nicht, warum Ihre Landsleute nicht lieber in diesem Lande beständig die Kreuz und die Quere reisen, statt mit Mühe andere Länder aufzusuchen, die in der That weit weniger schön sind.“ — „Die Sache ist die“, erwiderte mein Freund, „in a philosophical point of view, men like variety“ (aus einem philosophischen Gesichtspunkte die Sache betrachtet, die Menschen lieben Abwechselung).

VI.

Stirling.

Wir landeten endlich bei Stirling und gingen durch die Stadt zum Wirthshause, wo uns allen ein kleines kräftiges Luncheon sehr wohl schmeckte.

Es ist ein bemerkenswerthes kleines Gebirge, welches hier bei Stirling in der Richtung von Südwesten nach Nordosten die Lowlands von Schottland parallel mit den Grampians-Gebirgen durchstreicht. Es beginnt dasselbe nicht weit von Dumbarton in der Nähe des Clydethales, streicht über Stirling und Perth hinaus und verliert sich nicht weit von Montrose in der Nähe der Meeresküste, und es hat eine Länge von etwa 80 Meilen. Die höchsten Spitzen dieses Gebirgszuges steigen zu 2000 bis 2400 Fuß hinauf. An zwei Stellen ist es mit weiten Thoren, die viel weiter sind als die Porta Westphalica der Weser, durchbrochen, erstlich von den Gewässern des Forth (und in diesem Durchbruche liegt auf und an den übriggebliebenen Berg- und Felsbrocken die Stadt Stirling) und zweitens durch den

Tay, der sich in den Frith von Tay mündet, und an dessen Ufern in den Thoren des Durchbruchs Perth, die Schöne, liegt.

Obgleich dieser Gebirgszug ohne Zweifel eine geologische Einheit bildet, so hat er doch verschiedene Namen. Das Mittelstück zwischen Tay und Forth heißt: „the Ochill-Hills", das Stück jenseit des Tay: „the Sidlaw-Hills" und das dritte Stück im Süden jenseit des Forth: „the Campsie-Hills". Zwischen dieser Hügelreihe und den ihr, wie gesagt, parallelen Grampians liegt ein großes ebenes Thal, „Strathmore" (das große Thal) genannt. Mehre Theile dieses Thales haben wieder ihre besonderen Namen. So heißt die Ebene bei Stirling im Norden der Gebirge: „the Carse of Stirling", und die Ebene im Süden der Gebirge, die aber nicht mehr zum Strathmore gehört, heißt: „the Carse of Falkirk" (es giebt eine Menge solcher sogenannten Carses [kleiner Niederungen] in Schottland).

Ich hatte in Stirling das Glück, daß ein eifriger, patriotischer, gefälliger und kenntnißreicher Führer und Freund mich zu allen den schönen und interessanten Plätzen dieses Ortes und seiner Umgegend geleitete und mir alle alten und neuen Gemäuer und Steine, Aus- und Ansichten mit seinen Deutungen und Erzählungen noch genießbarer und angenehmer machte, als sie es schon von Natur waren.

Wir bestiegen vor allen Dingen das Schloß von Stirling, denn dieß Schloß mit seiner herrlichen Aussicht ist hier so sehr die Hauptsache, daß man es durchaus

und vor allen Dingen obenan stellen muß. Merkwürdig war mir, indem wir durch die Hauptstraße des Orts und über seinen Marktplatz zum Schloßberge hinaufgingen, die außerordentliche Aehnlichkeit mit Edinburgh, die so groß ist, daß man Stirling ganz und gar ein Miniaturbild dieser Residenzstadt nennen kann. Die Aehnlichkeit betrifft aber mehr nur den alten Theil von Edinburgh; denn obgleich Stirling allerdings in seinen äußeren Stadtringen nicht wenige hübsche neue Häuser erhielt, so hat doch kein so großer Zufluß von neuer Bevölkerung hierher stattgehabt, wie zu der Capitale des Landes, und das Miniaturbild einer angehängten Neustadt fehlt fast gänzlich.

Wie in der Highstreet und dem Castle von Edinburgh, so giebt es auch hier in der Stirling'schen Hochstraße mehre alte Paläste, in einem soliden Style zum Theil mit schönen architektonischen Zierrathen gebaut, — so den Palast des Regenten Earl von Marr, dessen Nachkommen die „Constables“ oder „Keepers“ von Stirling-Castle waren, — den Palast des Earl von Stirling (Sir William Alexander), des philosophischen Poeten am Hofe Jacob's VI. und des Lehrers von Carl I., der ihn zum Earl machte, — den Thurm, in dem der in ganz Europa berühmte schottische Geschichtschreiber Buchanan lebte und schrieb. Er war auch der Lehrer Jacob's VI. Welche weise Lehrer, welche ungeschulte Zöglinge! Zwischen diesen Resten der Vorzeit und den Ruinen einer Abtei wanderten wir zum Schlosse selbst hinauf. Es liegt auf einem Basaltfelsen, der in mächtigen Säulen, wie das Vorgebirge Fairhead in Irland, auf der einen Seite schroff abfällt. Ein Weg, der am Fuße dieses Abhanges hinführt, bietet

köstliche Anblicke dar. Die alten Basaltpfeiler, die den merkwürdigen Schmuck eines mächtigen, sie zum Theil umhüllenden Epheugebüsches haben, den man sonst wohl nur an Kunstsäulen zu sehen gewohnt ist, steigen an der einen Seite senkrecht in die Höhe, und auf der anderen breitet sich die reizende Ebene aus. Man sieht in der Ebene nach dem Meere zu die vielen schönen Windungen des Forth durch die grünen Fluren sich ziehen. Dem Flusse scheint der Abschied von dem schönen Thale schwer zu werden, und er sträubt sich hin und her, bis er sich den salzigen Wogen des Oceans, der ihm hier so weit und so höflich entgegenkommt, überliefert.

Auf dem Gipfel des Felsens, der noch verschiedene höhere und niedrigere Partieen hat, liegt das Schloß in verschiedenen Abtheilungen. Da es eines von den vier Schlössern Schottlands ist, die noch jetzt in Folge des Unionstractats im Vertheidigungszustande erhalten werden müssen, so durften wir manche Batterie, manchen Mauervorsprung nicht betreten. Wir wären sonst gern auf jeden hinaufgelaufen, so schön erschien uns jeder Winkel, jeder Blick, jedes Bild. Es ist jammerschade, daß so viele Reisebeschreibungen geliefert werden; denn da Jeder von uns ein paar Worte von dem, was er gesehen hat, sagt, so traut sich jetzt Niemand mehr, viele Worte darüber zu machen, aus Furcht, es möchte dasselbe schon anderswo besser gesagt worden sein. Man findet oft Gegenden, wie z. B. diese von Stirling = Castle, wo man sich einem Strome von Beredtsamkeit überlassen und Alles recht genau und schön und

gründlich darstellen möchte. Aber da fürchtet man denn, daß schon zu oft davon geredet worden sei, da getraut man sich nicht, an die Geduld und das Interesse der Leser, die schon oft in Anspruch genommen und vielleicht betrogen worden sind, zu glauben. Und so kommt der Leser, der vielleicht gern ein Mal etwas Genaues und Anschauliches hörte, um seinen Genuß, und die Kunst und Wissenschaft der Länder= und Reise=beschreibung geräth bei diesen unseren vielen Beschreibungen fast in Verfall. Der Professor Thibaut, der Mathematiker in Göttingen, wünschte sich immer, es möchten seine Schüler nie etwas von Mathematik gehört haben, oder doch Alles, was sie davon einmal hörten, wieder vergessen, damit er auf einem ebenen und vorurtheilslosen Grunde das schöne Gebäude der mathematischen Lehrsätze in ihrem Geiste aufführen könne. Der schottische Reisende möchte sich eben so wünschen, seine Leser hätten nie etwas von Stirling=Castle, vom Forth, vom Strathmore und überhaupt von Schott=land gehört. Dann würde er gewiß am beßten arbeiten und schildern. Da man dieß vorauszusetzen aber nicht den Muth hat, und da man immer Sorge trägt, nicht sowohl Altes auf eine neue Weise, sondern vor allen Dingen neue und unbekannte Sachen hervorzusuchen, so bleibt die Arbeit ein trauriges Stückwerk. Doch was ist zu thun, man muß aus der Noth eine Tugend machen und hoffen, daß man doch noch hie und da auf etwas Unbekanntes oder wenigstens auf einen Ununterrichteten treffe.

Die Fundamente der ältesten Gebäude und Befesti=gungen auf Schloß Stirling sind schon so alt, daß man keinen Zeitpunkt mehr ausfindig machen kann, in welchem auf diesem

Berge nicht ein Schloß gestanden hätte. Ein großer Theil der Befestigungen aber, so wie sie jetzt sind, stammt von Marie von Guise, der Mutter von Maria Stuart, die sich mit ihren französischen Truppen hier verschanzte, und dann von der Königin Anna her. Ein Parliamentshaus, von James III. gebaut, ein Palast von James V. und eine königliche Capelle von James VI. sind die bemerkenswerthesten Gebäude.

Das Parliamentshaus liegt sehr charakteristisch neben dem Palaste des Königs, gewissermaßen als eine Abtheilung desselben, und man erkennt darin den Charakter dieser Parliamente, die nichts weiter als des Königs Kammern waren, und die dem Regenten auch nie widersprachen, — aller Widerspruch, den die Könige von Schottland in ihrem Lande erfuhren, stürmte sie von ganz anderen Seiten, nie aus ihren Parliamentshäusern an. Uebrigens wurden in Edinburgh, in Stirling, in Perth und auch an anderen Orten schottische Parliamente gehalten. Denn diese Versammlungen waren so wenig an einen Sitz ausschließlich gebunden, wie die Residenzen der deutschen Kaiser und die Reichsversammlungen in Deutschland.

Der Palast James' V. ist ein Muster von Geschmacklosigkeit, was bei einem Königspalaste als eine Seltenheit anzumerken ist. Es ist unbegreiflich, wie an einem königlichen Hofe, besonders an einem solchen, wo eine französische Prinzessin Königin wurde, ein so schlechter Geschmack herrschen konnte, daß daraus solche abscheuliche mythologische Figuren hervorgingen, wie sie auf der Mauer dieses Palastes aufgestellt sind. Es ist aber recht, daß man diese Fratzen nicht zerstört, denn als ein Specimen der Geschichte

des Geschmacks sind auch sie interessant. Freilich aber — hätten die zerstörungssüchtigen Reformatoren, die nach Jacob V. kamen, statt so mancher herrlichen Abtei, lieber solche Gebäude sich zu ihren Opfern ausgewählt, so stände es besser um uns.

In der Capelle sieht man noch eine Kanzel von Knox (Knox's pulpit). Solche Knoxische Kanzeln werden in mehren schottischen Städten gezeigt, wie man bei uns noch mehre Kanzeln von Luther, Zwingli und anderen Reformatoren sieht und aufbewahrt. Die Kanzeln sind die eigenthümlichsten Reliquien der Stifter unserer Religion, die ihr neues Gebäude bloß mit dem Worte und auf das Wort gründeten.

Wie in Holyroodhouse sich der Rizzio-Corridor befindet, so ist hier in einem Theile von Stirling-Castle das „Douglas-room", ein Cabinet, in welchem der König James II. (1452) den Earl von Douglas erdolchte, weil er der Ligue nicht entsagen wollte, die er mit mehren anderen Baronen gegen das königliche Interesse gebildet hatte. Es ist, im Ganzen genommen, selten, daß die Könige selber gemordet haben. In der schottischen Geschichte kommt aber dieser Fall noch einige Male vor.

„Ye towers, within whose circuit dread
„A Douglas by his sovereign bled" *),

singt Walter Scott in seiner „Lady of the lake" von diesen Schloßräumen. In der That hat der Mord, der durch die geheiligte Person eines Souverains begangen wird, etwas besonders Schreckliches. Denn erstlich exponirt der Souverain die Heiligkeit seiner Person, indem er

*) Ihr Thürme, in deren schrecklichen Räumen ein Douglas durch seinen Fürsten getödtet wurde.

physische Gewalt gegen physische Gewalt anwendet, und zweitens werden alle seine Unterthanen und Umgebungen mit Schrecken erfüllt, da, wenn der Souverain sogar sich nicht scheut, ein Verbrechen zu begehen, sie sich bei seiner großen Macht alle unsicher fühlen. Es erklärt sich daher, daß den Völkern ein Unterthanenmord, vom Könige eigenhändig ausgeführt, fast eben so lange wie ein Königsmord, von einem Unterthan verübt, im Gedächtnisse bleibt, während man bei oberflächlicher Betrachtung denken könnte, daß sie ihn bei der Größe der königlichen Macht, als etwas Unbedeutendes und Gewöhnliches, vergessen müßten.

Die Stuarts liebten Stirling-Castle sehr, und es haben hier mehr Stuarts als in Edinburgh gewohnt. James V. steht hier in besonderem Andenken, wie Maria Stuart in Edinburgh. Dieser König hatte die Gewohnheit, wie Harun-Alraschid, verkleidet von der Höhe seines Schlosses zu seinen Unterthanen hinabzusteigen und sich nicht nur unter dem Volke zu zeigen, sondern auch Wohlthaten unter den Leuten zu verbreiten. Es giebt einen Weg an dem Abhange des Schloßberges hin, den James oft auf diesen Excursionen einschlug und der der „Ballochgeich" (d. h. im Gälischen „der windige Paß") genannt wird. Da die Leute den fremden Herrn gewöhnlich auf diesem Wege herunterkommen sahen, so nannten sie ihn, wenn sie untereinander von ihm sprachen, wohl „the Gudeman of Bollochgeich" (den guten Mann vom windigen Passe) oder auch „the Laird of Ballochgeich".

Jetzt war das ganze Schloß voll schottischer Truppen (Bergschotten), denen einige Gebäude als Baraken dienten.

Es waren fast lauter große, wohlgestaltete, ja schöne Leute. Einige Trupps exercirten, andere Posten standen auf Schildwache, noch andere amusirten sich in den alten Schloßhallen mit der „Bagpipe" (dem Dudelsack). Für den Abend hatten sie ein Schauspiel angekündigt, das von einigen Amateurs unter ihnen in der Schloßhalle ausgeführt werden sollte, und von dem ich an allen Ecken schlecht geschriebene Ankündigungen las.

Ich sah hier zum ersten Male die schöne Hochländer-Tracht, die wir jetzt lange nicht im übrigen Europa gesehen haben. In den Zeiten Napoleon's kannte man sie in Spanien und auch in Deutschland so gut wie die Tracht der Kosacken, Baschkiren und anderer Nationen. In dem jetzigen tiefen europäischen Frieden vergessen die Nationen gegenseitig, wie sie aussehen, und es müssen diese Dinge daher jetzt zu Zeiten wieder aufgefrischt werden. Die Schotten rühmen sich bekanntlich, daß ihre Nationalkleidung noch von den Römern abstamme. Römische Soldaten sollen sie in Schottland eingeführt und unter den pictischen Bergbewohnern verbreitet haben. So fest auch die meisten Schotten hieran glauben, und so viele ihrer geachteten Geschichtschreiber selbst dieß auch versichern, so scheint doch die Sache ziemlich unwahrscheinlich. Denn erstlich hat die schottische Nationaltracht mit der römischen Soldatenkleidung nur eine ziemlich entfernte Aehnlichkeit. Zweitens haben die Römer gerade die Gegend von Schottland, in welcher diese Kleidung vorzugsweise, ja fast ausschließlich herrscht oder doch herrschte, die Hochlande, gar nicht oder doch nur zum geringsten Theile besessen, und es wird einem der Glaube daran, daß die

Picten, die den Römern so feindselig gesinnt und mit ihnen fast in ununterbrochenen Kämpfen begriffen waren, der römischen Kleidung zu Liebe ihrer alten Nationaltracht entsagt haben sollen, etwas schwer. In der That ein Volk, welches von dem anderen nichts, gar nichts Anderes als die Kleidung, weder Sprache, noch Sitten, sondern einzig und allein die äußere Hülle angenommen hätte, wäre ein sonderbares Phänomen, und ein eben so großes Phänomen wäre es, den römischen Mantel ganz und fast unverändert gerade in diesen entlegensten caledonischen Gebirgen hängen geblieben zu sehen und im ganzen übrigen Europa von ihm keinen Flicken mehr zu finden. Die Aehnlichkeit der römischen Chlamys mit dem schottischen Kilt kann ja und wird wahrscheinlich eine rein zufällige sein. Daß dem anders sei, ist nicht gut denkbar. Die Möglichkeit aber ist allerdings da. Nur muß die Sache noch etwas besser bewiesen werden. Könnte man diesen Beweis liefern, so wäre die Erscheinung in der That für den Ethnographen sehr interessant, und er würde dann bei dieser schottischen Tracht der lateinischen Sprache gedenken, welche am anderen Ende des römischen Reichs, unter den östlichen Barbaren, den Walachen, auch so vereinzelt stecken geblieben ist.

Das Wesentliche bei der hochschottischen Kleidung ist erstlich dieß, daß eine Dame nie dabei in Verlegenheit kommt, das Wort Hosen aussprechen zu müssen, aus dem guten Grunde, weil die Hochschotten gar keine Hosen haben. Es giebt dieser Umstand der Kleidung ihren Hauptreiz, denn es ist kein Zweifel, daß die Beine durch die Hosen gewöhnlich

mehr als andere Körpertheile ihre natürliche Gestalt verlieren und in zwei sehr unschöne Pfähle verwandelt werden. Das Oberkleid der Hochschotten ist sehr kurz, fällt aber in vielen Falten herab und giebt daher dem Mittelstück des Körpers eine gewisse Fülle und Breite. Das Oberkleid heißt Kilt. Da es von sehr schwerem Zeuge ist und, wie gesagt, viele Falten hat, so kann es vom Winde nicht leicht aufgehoben werden, und man fühlt sich daher warm genug darunter, besonders da vorn auch noch die schwere große lederne Tasche darüber herabhängt, die aus Ziegenfell gemacht ist. Ueber dem Kilt wird gewöhnlich noch der „Plaid" getragen, der eben so wie jener aus dem bunten carrirten schottischen Stoff, dem Tartan, gemacht ist. Dieser Plaid ist bloß ein großer Shawl, der über die Schultern geschlungen und über Brust und Rücken befestigt wird. Es ist das einzige Stück der schottischen Kleidung, das fast allgemein bei allen Ständen in Schottland statt des Mantels im Gebrauch ist und auch noch durchweg in Nordengland vom Volke getragen wird. Bei den Soldaten sah ich es nicht, und ich weiß nicht, ob der Plaid zu ihrer Uniform gehört. Die Mütze ist eine sehr wohlkleidende Kopfbedeckung, die in der Regel mit einer Adlerfeder oder auch mit einem ganzen wallenden Federbusche geschmückt ist, und die Fußbedeckung endlich besteht aus Sandalen, die wie die römischen mit bunten Schnüren, die sich an der Wade hinaufkreuzen, befestigt werden.

Ich glaube, es giebt zwei Regimenter in der englischen Armee, die auf diese Weise gekleidet sind. Unter dem Volke in den Hochgebirgen selbst geht aber diese Nationalkleidung mehr und mehr verloren, wie denn über-

haupt alle anderen Nationalkleidungen Europas mehr und mehr untergehen. Nur noch wenige Thäler soll man treffen, in welchen der schottische Kilt allgemein ist. In der Regel sind es nur noch einige alte Leute, welche den Kilt tragen. Gewöhnlich aber pflegt man die Jugend bis zu einem gewissen Alter in der Nationaltracht gehen zu lassen, nicht bloß fast allgemein bei den Bauern, sondern häufig auch bei den Vornehmen, theils weil die Kleidung billiger ist, theils weil man sie für wohlthätig, gesund und die Kinder abhärtend hält.

Wir gingen in eine der Schloßhallen, in welcher wir den Dudelsack ertönen hörten. Diese schottischen Dudelsäcke klingen viel lauter und schärfer als die irischen, besonders die, welche dazu bestimmt sind, den Donner der Schlachten zu übertönen. Sie sind auch nach einem anderen Systeme gebaut als die irischen. Die, welche als Regimentsmusik den Soldaten dienen, sind natürlich besonders elegant. Es sind bei jedem Regimente zwölf Kriegsdudelsäcke und zwei bei jeder Compagnie. Die Schotten sind in die Töne dieses ihres Nationalinstruments außerordentlich verliebt. In Edinburgh hört man an allen Straßenecken die Dudelsäcke spielen. „Wenn wir den Dudelsack in der Schlacht hören, then we go through the very Devil" (dann gehen wir mitten durch den Teufel), sagte mir der Corporal, der uns die an der Wand hängenden Dudelsäcke zeigte und uns einige Melodieen darauf vorspielte.

Am Fuße des Schloßhügels nach dem Süden zu liegen die königlichen Gärten, die schon im Jahre 1315 angelegt worden sein sollen, und die unter den Stuarts die Scene so mancher ritterlichen Spiele waren, von denen die schot-

tischen Chroniken berichten. Sie sind jetzt durchweg mit Gras bewachsen. Man erkennt aber an den Schattirungen des Rasens noch deutlich den alten Plan der Gärten, den Hügel, „King's knot“ (Königsknoten) genannt, in der Mitte, die davon ausgehenden Wege, die Umfanglinie eines Cirkels, der den Hügel umgab ꝛc. Dann ist dort noch „the Ladies' hill“ (der Damenhügel), von dem die Schönen dem „Tournament“ der Ritter zuschauten, und manche andere interessante Dinge. Aber das Ohr hat keine Zeit, allen den lehrreichen Erzählungen des gütigen Cicerone zu lauschen; denn das entzückte Auge läuft mit ihm davon, indem es wieder und immer wieder auf die schöne Gegend, die hier eröffnet vor ihm liegt, zurückkehrt.

Es scheint mir kein Zweifel, daß die Aussicht von Stirling-Castle das Schönste ist, was dieser Art das großbritannische Königreich bietet, und da nun dieses Königreich selbst eines der schönsten Länder in Europa ist, so gebührt jenem Schlosse einer der reichsten Kränze. Die große Schönheit der Sache muß mich bei meinen Lesern entschuldigen, wenn ich noch ein Mal darauf zurückkomme. Es kommen hier vor dem bezeichneten weiten Stirling'schen Gebirgsthore drei Flüsse in einen zusammen, der Allan, der Teth und der Forth. Die Windungen des letzteren insbesondere sind reizend, denn er schlägt einen Halbbogen nach dem anderen. Die dadurch entstehenden Halbinseln nennt man „Links“ (Glieder oder Ringe), und da die Flußhalbinseln äußerst fruchtbar sind, so hat man in Schottland davon folgenden alten Reim:

„A link o' the Forth
„Is worth an earldom o' the North *)."

Obgleich die Jahreszeit schon ziemlich vorgerückt war, so waren doch alle diese Links mit dem schönsten, frischesten Grün bedeckt. Der schwarze Basaltfelsen des Schlosses steigt in diesem grünen Meere wie ein hoher, von der Natur für den Gebieter der Gegend bezeichneter Thron empor. Seine ganze Nachbarschaft ist eben. In einiger Entfernung stehen wie die Großwürdenträger des Reichs die Thorpfosten jenes Burgthores, zum Theil ebenfalls schroffe und noch höhere Felsen, weiterhin nach dem Meere und dann ins Innere des Landes hin breitet sich das Reich aus. Gegen das Meer hin verliert sich der Blick ins Blaue. Nach dem Inneren zu stehen aber in der Ferne wie riesige Gränzwächter die großen Pyramiden der Grampians-Berge, der Reihe nach mit Grün und jetzt auch zugleich mit Schnee und dunklem Moorgrund geschmückt und uniformirt, wie ein Regiment Bergschotten in ihrer „Highland-Garb" (Hochlandstracht).

Mit einer Menge von Dörfern und Städtchen, deren Bewohner man sich glücklich denkt, ist die ebene Flur des Strathmore, des großen Thales, besäet. Wir hatten noch dazu einen nicht sehr schönen Tag, wie das in diesen, vom Apollo so gegen alles Recht und Billigkeit etwas stiefmütterlich behandelten Gegenden lei-

---

*) Ein Ring am Forth ist werth ein Fürstenthum im Norden.

der gar zu gewöhnlich ist. Hätten wir einen schönen Tag getroffen, ich glaube, Stirling-Castle wäre geeignet gewesen, den Reisenden zu vermögen, alle seine Weiterreisepläne aufzugeben. Aber so überfiel uns zuletzt gar noch der Regen und vertrieb uns von dieser unvergleichlichen Schaubühne.

VII.

Drummond-Castle.

Ich nahm daher Abschied von meinem Stirlinger Freunde und suchte Schutz unter dem Dache meiner Hütte, meiner wandernden Hütte nämlich, ich meine den Postwagen, mit dem ich noch denselben Abend in Gesellschaft meines freundlichen presbyterianischen Geistlichen mitten in jenes schöne Thal Strathmore hineinfuhr, um mir dort das, durch seine Gartenanlagen ausgezeichnete Schloß der Familie Drummond zu besehen. Der Weg dahin führt zuerst im Thale des Allan hinauf, am Fuße der Orchill-Hills hin, bei den Städtchen Lecropt und Dumblane vorbei. Sechs Meilen hinter Dumblane passirten wir ein altes römisches Lager, welches das schönste und vollständigste in seiner Art sein soll, das in Schottland existirt. Es hat über 1000 Fuß Länge und 900 Fuß Breite und ist von dreifachen Wällen und Gräben umgeben. Es wird das Lager Agricola's genannt und soll von diesem Feldherrn im Jahre 83 für 20,000 seiner Welteroberer errichtet worden sein. Die mit Gras bewachsenen Wälle und Zeltplätze

werden jetzt vom Vieh beweidet, und in dem einen der noch deutlich erkennbaren Thore sahen wir eine kleine, mit Laub geschmückte Ehrenpforte stehen, die man unserem deutschen Prinzen Albert zu Ehren errichtet hatte. Diese Pforte steht gerade dem Angesichte der Hochlande gegenüber, und Agricola war hier gewiß manchmal unter ähnlichen Ehrenpforten eingezogen, wenn er siegreich von seinen Einfällen ins Hochland zurückkehrte. Prinz Albert war hier jetzt kurz vorher ebenso eingezogen zu friedlicher Untersuchung dieser Scene kriegerischen Tumults.

Von diesem römischen Lager bis zu jenem Schlosse der Drummonds zieht sich eine flache Gegend hin, die „the Moor of Ochill" heißt, und auf diesem Moore in einem niedrigen Grunde lag und liegt vielleicht noch jetzt eine kleine Hütte. Diese Hütte wurde, wie Herr Chambers erzählt, bis vor 30 Jahren von einem alten Weibe bewohnt, das man gemeiniglich „die Mutter der Kaiserin von Marocco" nannte. Die Tochter dieses Weibes war nämlich vor 60 oder 70 Jahren auf der Reise nach Amerika, wohin sie, wie viele Schotten, auswandern wollte, von einem maroccanischen Caper gefangen genommen, zur Sklavin gemacht und in Marocco in das Harem des Kaisers gebracht worden, der sie so lieb gewann, daß er sie zu einer seiner Gemahlinnen erhob. Als Kaiserin knüpfte diese Person eine Correspondenz mit den Ihrigen in Schottland an, und die Sache wurde auf diese Weise ruchbar. Ihre beiden Söhne, die sie vom Kaiser hatte, sollen sogar nachher einmal den Beistand der Engländer in Anspruch genommen haben, indem sie zur Unter-

stützung ihrer Forderung auch anführten, daß sie von Seiten ihrer Mütter aus britischem Blute seien.

Nicht weit von dem besagten Drummond-Castle befindet sich ein Dörfchen, Muthill genannt. Da in dessen Nähe mein „Reverend friend“ (ehrwürdiger Freund) wohnte, so beschloß ich hier zu übernachten, und fand in einem kleinen Wirthshause allen wünschenswerthen Comfort, eine gefällige und redelustige alte Wirthin, ein freundliches reinliches Zimmer, ein Bett, wie gewöhnlich in England, einen halben Acker groß, und Milch, Whisky, „Porridge“ (Haferbrei) und eine warme „Brose“ (Fleischsuppe), kurz Alles, was man sich in Schottland nur Schönes wünschen kann. Da ich aber fand, daß alle diese Sachen wohl meinen Mund u. s. w., nicht aber mein Herz und meinen Kopf befriedigten, so ließ ich mir den Weg zum Schulmeister des Dorfes zeigen, den ich eben allein bei seinem Kamine sitzend fand, und der mir gastfreundlich gestattete, mich den Abend bei ihm niederzulassen.

Die Dorfschulmeister sind eine Classe von Menschen, die der wißbegierige Reisende in keinem Lande vernachlässigen darf. Denn sie stehen an der äußersten Gränze der gebildeten Stände und sind von denen, die da denken, vergleichen und raisonniren, diejenigen, welche der Grundbevölkerung des Landes sich am nächsten befinden. Sie haben die Kenntniß des Volkes und seiner Sitten eben so aus erster Hand, wie die Förster, die Jäger, die Fischer, die Pächter rc. die Kenntnisse der Natur des Landes, der Thiere, der Pflanzen, des Klimas aus erster Hand haben. Gewöhnlich hat sich daher bei den Dorfschullehrern ein so hübscher

Schatz von Volkskenntniß, besonders eine große Detailkenntniß ihres Landeslocales und der Sitten ihrer Dorfbewohner und Nachbarn angesammelt, wie man ihn selbst bei den Predigern, die schon in viel höheren und entlegenern Regionen walten, nicht findet. Der Ethnograph und der Statistiker können, wenn sie kritisch verfahren, unendlich Vieles aus dem Schatzkästlein der Dorfschullehrer schöpfen, und könnte man diese kleinen Schätze in jedem Lande nur alle zusammentragen, so würde ein großer Hauptschatz daraus entstehen.

Mein lehrender Freund war mir vor allen Dingen selbst eine lehrreiche Erscheinung. Denn ich fand in ihm, wie später in mehren seiner Collegen, einen sehr klugen und wohlunterrichteten Mann. Seine Zimmer waren freundlich, reinlich und mehr als dieß, elegant eingerichtet, und indem ich sie im Stillen mit den Wohnungen unserer Dorfschulmeister in Sachsen verglich, fand ich diese weit bescheidener, und wunderte mich, daß Schottland, welches bekanntlich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts seine gut situirten Dorfschulmeister noch an den Fingern herzählen konnte, in so kurzer Zeit solche Fortschritte gemacht habe.

Ich sprach gegen meinen Freund meine freudige Verwunderung darüber aus, und er sagte, er sei auch wirklich damit zufrieden. Im Ganzen herrsche aber unter den schottischen Dorfschulmeistern (parish-schoolmasters) eine große Unzufriedenheit, besonders der geringen Besoldungen wegen, die sie empfingen. Ich bemerkte ihm, daß dieselbe Klage auch unter unseren deutschen Dorfschulmeistern herrsche, weil ihre Besoldungen ebenfalls sehr gering seien. „Wie hoch

sind sie?“ fragte er. „Verschieden,“ antwortete ich, „manche haben wohl 100, sogar auch 150 Thaler, viele aber nur 50 Thaler, und manche selbst noch viel weniger als dieß.“ „Wie viele Pfunde hat ein Thaler?“ fragte er. „Sieben Thaler gehen auf ein Pfund,“ sagte ich. „So sind also 50 Thaler etwa ..?“ „Sieben Pfund!“ „Was?“ schrie er entsetzt und sprang von seinem Sitze auf, „sieben Pfund Besoldung für einen Lehrer?“ „Ja sieben Pfund!“ sagte ich. „Wie viel habt Ihr denn?“ „Ich kenne keinen in Schottland, der weniger hätte als 40 bis 50 Pfund. Das Durchschnittseinkommen ist aber 70 bis 80 Pfund, und manche gehen hinauf bis zu 150 Pfund!“ „Was?“ sagte ich meinerseits entsetzt und sprang nun auch von meinem Sessel auf, und wir standen wie ein Paar Verzweifelnde einander gegenüber, „150 Pfund, das macht 1050 Thaler? Mit dieser Revenue ist in Deutschland ein Baron zufrieden! Und Ihr laßt es Euch einfallen, darüber zu murren?“ „Ja,“ sagte er, „wir klagen! Aber bedenken Sie auch, wie theuer bei uns alle Dinge sind. Der Kaffee (best Jamaica) kostet geröstet (rosted) 2 Schilling, der Zucker (row sugar) 8 Pence das Pfund, Chocolate ist noch theuerer, und eben so ist der Thee nicht billig, und dann wie theuer sind die guten Ochsen- und Schweinebraten, Rosinen und Pudding und Alles, was dazu gehört?“ „Ja freilich,“ erwiderte ich, indem ich mich wieder hinsetzte, „das ist wahr.“ Aber unsere Schullehrer sind zufrieden, wenn sie das liebe Brod im Hause haben, dachte ich dabei. Auch unter den schottischen Predigern ist die Klage von jeher groß gewesen über ihre geringe

Einnahme, denn die Reformatoren, welche die Abteien und Klöster zerstörten, ließen sich fast überall die damit verbundenen Güter und Einkünfte, welche in die Hände der weltlichen Herren fielen, entschlüpfen und konnten später trotz aller Demonstrationen nichts Erkleckliches davon zurückerlangen. Allein es ist kein Zweifel, daß keiner unserer Dorfprediger glauben würde, zum Klagen Ursache zu haben, wenn er nur so viel Geldeinkommen hätte, wie der schlechtest besoldete Prediger in Schottland. Der geringste, von dem ich hören konnte, hatte doch noch 150 Pfund jährlich, außer einem „Manse and Gleb“ (Haus und Acker). Es giebt unter der schottischen Geistlichkeit weder so reiche Pfründner, noch so arme Vicars wie unter der englischen.

Es ist bekannt, daß die Volkserziehung in Schottland außerordentliche Fortschritte macht, und mein Freund sagte mir, daß in seiner Gegend unter den Leuten der größte Eifer herrsche, selbst etwas zu lernen und auch ihre Kinder gut belehren und erziehen zu lassen. Man zwingt die Leute nicht, ihre Kinder in die Schule zu schicken, und es erregte meines Freundes größte Verwunderung, als ich bemerkte, daß dieß bei uns geschähe. Er sagte, sie kämen alle von freien Stücken, und es würde für eine Schande gehalten, wenn Jemand seine Kinder nicht in die Schule schicke. Ja es käme eigentlich gar Niemandem in den Sinn, es nicht zu thun. „Die Leute“, sagte er, „würden sich einen solchen Zwang hier auch gar nicht gefallen lassen, und es würde dieß gewiß das beßte Mittel sein, ihnen die Schule und Erziehung ganz zu verleiden.“ Er sprach hier natürlich hauptsächlich nur von den schottischen Lowlands, an deren Gränzen wir uns

befanden. In den Highlands ist die celtische Sprache, das Gälische, noch ein großes Hinderniß gegen das Eindringen einer guten Erziehung, die nur auf den Flügeln der normanno-sächsischen Sprache weiter geht. Denn nur in dieser ist Leben, Regsamkeit, Thätigkeit, in dieser Sprache wird geschrieben und weiter gedacht. Alle Gebildeten fallen ihr von selbst zu. Es ist fast unmöglich, daß in demselben Staate zwei Sprachen und zwei Literaturen auf dieselbe Weise neben einander blühen. Die eine muß die andere verdrängen, — um wie viel mehr nicht die mächtige englische Sprache die schwache gälische, und Alles, was celtische Societäten und hochländische Patrioten dafür jetzt thun, wird ihren völligen Ruin nicht aufhalten. Ja man muß aus hundert Gründen, so schade es ist, des Volkes selbst wegen eigentlich wünschen, daß ihre Verdrängung so bald wie möglich beendigt werde. Jetzt scheint auch diese Verdrängung in der That rasche Fortschritte zu machen. Mein Freund nannte mir mehre Glens in der benachbarten, schon zu den Hochlanden gehörenden Pfarre von Comrie (Comrie-parish), in denen man noch vor 40 Jahren fast allgemein gälisch gesprochen habe, und wo man jetzt fast allgemein englisch spräche. Ich fand auf meiner Weiterreise selbst eine Menger ähnliche Beispiele und Spuren von, so zu sagen, eben erst frisch ausgerotteter gälischer Sprache. Wenn man das Alter der germanischen Sprache und Race in Schottland bedenkt, so ist es wirklich ein baares Wunder, daß sich die gälische Sprache, die nie eine geschriebene Literatur zu ihrer Unterstützung hatte, so lange gegen die Angriffe des Deutschen halten konnte. Schon Tacitus berichtet, daß

die Caledonier (in den Lowlands) von germanischer Race seien! Welche Kriege mochten diese germanischen Lowländer schon vor der Römer Zeiten mit den Hochländern geführt haben! Welche siegreiche Kämpfe der germanischen Dänen und Norweger mit denselben celtischen Hochländern folgten hinterdrein, und dann die ganze lange Entwickelung der sächsischen Ansiedlungen in den Lowlands, die sich hier wie in England etablirten und, mit den vorgefundenen germanischen Elementen sich verbindend, eine außerordentliche Macht gegen die celtischen Hochländer bildeten. Und doch hörte die ganze gewaltige Macht unserer, mit Abc- und Schulbüchern, mit Journalen und Zeitungen und literärischem Geräth aller Art gewappneten Zeit, die ganze unwiderstehliche Gewalt unserer tausendarmigen Zeit dazu, um das alte Gälische, wie so viele andere Sprachreste, an der Wurzel zu fassen und es ganz aus dem Sattel zu heben. Aber selbst so wird es noch lange dauern, bis das gälische Gerede in allen Glens und auf allen Bens völlig aufgehört hat.

Sehr viel, glaube ich, hat zum Siege des Englischen in den Hochlanden die Verbesserung des Ackerbaues und namentlich die Einführung der Schafzucht beigetragen, die sich, wie so vieles Andere, aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts herschreibt. Sonst nämlich saßen überall in den Glens der Berge viele kleine Hüttenbewohner zerstreut, die mitten zwischen Morast und Fels, wie in Irland, ein kleines Aeckerchen Land für ihr Haferbrod bearbeiteten und ein Fleckchen schlechten Grasbodens mit magerem Vieh beweideten. In neueren Zeiten nun hat man eine Menge dieser entlegenen Glens — oft mit Gewalt — von ihren Bewoh-

nern gereinigt (cleared). In alten Zeiten, in welchen bei dem Bestehen der Clans der Reichthum eines Herrn nach seinen Trabanten (followers, retainers) geschätzt wurde, war ein solcher kleiner Hüttenbewohner seinem Herrn, dem Besitzer des Bodens, noch immer etwas werth, selbst wenn er nur seine eigene Person zu nähren wußte. Nach Auflösung der Clansverfassung aber mußten die Herren nach anderen Quellen des Einkommens suchen. Sie schoben also diese kleinen Hüttenbewohner, die ihnen nichts einbrachten und die ihnen auch mit ihrer Person nicht mehr dienen konnten, auf die Seite, vertrieben sie von ihren elenden kleinen Farms und verwandelten diese und die benachbarten, von dem Rindvieh der kleinen Cottiers wenig oder schlechtbenutzten Bergtracte in Schafweiden. Unterdessen waren auch die Manufacturen in den schottischen Städten erwacht, der Handel in den Hafenplätzen hatte sich belebt, und selbst in den größeren Ackerbaudörfern war ein verbessertes System des Ackerbaues, der daher nicht nur mehr Menschen nähren, sondern auch mehr Arme brauchen konnte, etablirt worden. Die von den Schafen aus ihren einsamen Bergsitzen vertriebenen Hochländer fanden daher in diesen Manufactur- und Handelssitzen und in diesen Dörfern ein Unterkommen, die Bevölkerung des Landes zog sich, mit einem Worte, aus dem zerstreuten Zustande, in dem sie sich bisher befunden, in besser bevölkerte Orte zusammen, und diese Veränderung eben, meine ich, hat wohl besonders viel zum siegreichen Fortschritte der englischen Sprache, wie überhaupt der Cultur in Schottland beigetragen.

Jene Aufhebung der Clans in den Hochlanden, die für

Schottland einen neuen Frühling heraufführte mit tausendfältigen Blüthen, die jetzt schon zu den schönsten Früchten gereift sind, — einen Frühling freilich mit heftigen und blutigen Stürmen (die Cumberland'schen Husaren waren es bekanntlich, deren Einbruch in Schottland den Beginn jenes Frühlings bezeichnete) — hatte im Jahre 1746 nach der Unterdrückung der letzten schottischen Revolution und des letzten Stuart'schen Prätendenten statt. Alle Clans wurden darnach von den Engländern aufgehoben, und einer derselben, der sich von jeher durch seine unbändige Wildheit und Grausamkeit ausgezeichnet hatte, der Clan der Mac Gregors, wurde damals sogar vollkommen proscribirt. Viele Mac Gregors — der bekannte Rob Roy war ein Mac Gregor — wurden erschossen, hingerichtet, umgebracht, und in Zukunft wurde befohlen, es solle hinfort gar kein Mac Gregor mehr existiren. Der Name wurde vollkommen verboten. Damals nun flohen die Mac Gregors nach allen Seiten und versteckten sich und verhehlten ihren Namen. Einige gingen zu den Campbells über und nannten sich Campbells, andere zu den Drummonds, deren Namen sie annahmen. Auch hier, in dem Dorfe Muthill, so erzählte mir mein Dorfschullehrer, seien Mehre, von denen man noch heutiges Tages wüßte, daß sie Mac Gregors wären, obgleich sie sich öffentlich anders nennten. Einige seien in neuerer Zeit wieder mit ihrem alten Namen Mac Gregor hervorgekommen, manche aber hätten noch einen doppelten Namen beibehalten; so wisse er einen, der sich immer „James Drummond" unterschreibe, in seiner Familie und von seinen Freunden aber „James Mac Gregor" nennen lasse.

Die übrigen Clansnamen bestanden noch fort. Und obgleich natürlich durch die Aufhebung der Clans die Mitglieder derselben, die sonst auf einem Districte zusammensaßen, in alle Welt zerstreut wurden, und obgleich man jetzt kaum einen Ort in Schottland findet, wo man unter den Bewohnern nicht Mac Gregors und Mac Douglas und Mac Phersons und andere Clansnamen findet, so ist doch noch nicht Alles so verwischt, daß nicht in gewissen Districten gewisse Clansnamen die vorherrschendsten und die gewöhnlichsten wären, ja daß es nicht gar noch manche Glens gäbe, in denen der alte Clansname sich noch entschieden bei den meisten Bewohnern fände. So tragen in der Gegend, in welcher ich mich jetzt befand, die meisten Leute den Namen Drummond und sind Nachkommen der Mitglieder dieses alten berühmten Clans, der in der ganzen Grafschaft Perth, neben den Stuarts, einer der wichtigsten und angesehensten war. Denn das Haupt dieses Clans der Drummonds, oder ihr „Chief,“ oder, wie dieß auf Gälisch heißt, ihr „Cean *),“ welches Wort die Engländer „Ken“ schreiben und sprechen, dieser „Cean Drummatich“ (das Haupt der Drummonds) war zu gleicher Zeit auch Earl von Perth. Seit dem Jahre 1716 ist dieser prächtige Titel aber eine sogenannte „extinct peerage“ (eine erloschene Pärschaft) oder ein „forfeited title“ (verfallener Titel) geworden. Er wurde ihnen wegen ihrer Anhänglichkeit an die Stuarts genommen.

*) Einer der schottischen Könige, Malcolm III., heißt auch „Cean mohr,“ d. h. „das große Haupt,“ oder „der große Häuptling.“

Von vielen aber werden die Drummonds noch jetzt „die Perthfamilie" (the noble family of Perth) genannt, und es soll noch einen Drummond geben, der auf jenen Titel Ansprüche macht (who claims and represents this title). Solcher verwirkter Titel hat Schottland mehr als England, Irland mehr als Schottland.

Die Haupt-Drummonds, die Häuptlinge des Clans, residirten immer auf Drummond-Castle, jenem Schlosse bei Muthill. Dieser Hauptstamm starb vor Kurzem in männlicher Linie aus, und die übrigbleibende weibliche Erbin (Heiress) war Clementina Drummond, die sich an den Lord Willoughby de Eresby, den Lord-Great-Chamberlain von England, verheirathete. Als die Königin von England hier auf ihrer Reise zum Besuche war, stellte dieser englische Herr den „Cean Drummatich" vor, und die Drummonds ordneten sich, in ihre Clan-Farben, welche Roth, Grün und Schwarz sind, gekleidet, unter seine Fahne, um die Königin zu begrüßen. Auch die Mutter des Königs Jacob I., die Königin Anna Bella, war eine Drummond.

Die Drummonds von Drummond-Castle sind die hauptsächlichsten dieses Namens. Außerdem giebt es aber noch eine Menge anderer bedeutender Familien, die den Namen Drummond führen, wie die „Drummonds von Strathallan", die „Drummonds von Comrie", die „Drummonds von Blairdrummond", die „Drummonds von Hawthornden", die „Drummonds von Keltie", die „Drummonds von Kinnoul." Dieß sind lauter sogenannte „Cadets" von den Haupt-Drum-

monds auf Drummond-Castle, d. h. jüngere Stämme, die wahrscheinlich — zuweilen auch nachweisbar — einmal sich von den Haupt-Drummonds abzweigten. Auch von diesen Drummonds sind noch Mehre schottische Peers und gehören zu den größten Familien des Reichs, so z. B. die Earls von Kinnoul, ferner die Earls von Strathallan. Außer diesen Edlen führen aber auch viele „Gemeine" (commoners) den Namen Drummond. Es giebt in London ein berühmtes Banquierhaus Drummond. Dr. Drummonds traf ich mehre in England, und um Muthill und Comrie herum giebt es eine Menge Bauern, Namens Drummond. Und so haben denn auf diese Weise meine Leser einen kurzen Ueberblick von einem ganzen solchen schottischen Clan. Sowie alle diese Drummonds denselben Familiennamen haben, so führen sie auch alle dasselbe Wappen. Bevor überhaupt Familiennamen und Familienwappen üblich waren, war es bei den Clans, wie Robertson sagt, irgend eine patronymische oder locale Bezeichnung, die allen eben so gemein war, und welche alle annahmen, die entweder durch Blut oder durch freie Wahl und Vasallenschaften sich einem Häuptlinge unterordneten. Durch diese Annahme eines gemeinsamen Namens wurde eine Vereinigung, die, wenigstens zum Theil, eine künstliche war, allmählig in eine natürliche verwandelt, indem die Consanguinität, welche anfangs, wenigstens in einem großen Maße, bloß imaginär war, nach einer oder zwei Generationen für eine wirkliche gehalten wurde. Alle folgten dann willig einem Leiter, den sie sowohl als den Besitzer und Herrn ihrer Ländereien, als auch als das Haupt ihres Blutes betrachteten, und sie dienten ihm so nicht nur mit

der Treue von Vasallen, sondern auch mit der Liebe von Verwandten.

Nicht weit von dieser Gegend, in welcher der Clan Drummond herrschte und herrscht, liegt das Land der Campbells, in welches ich nach einigen Tagen kam. Beide, die Drummonds wie die Campbells, nahm jener fromme Mann, der Landmann Marton von Caltoguey, alle Morgen in sein Gebet auf, indem er dem Vaterunser noch folgende Worte hinzusetzte:

„From the greed of the Campbells,
„From the ire of the Drummonds,
„From the pride of the Grahams,
„From the wind of the Murrays,
„Good Lord, deliver us."

(Von der Gier der Campbells,
Von dem Zorne der Drummonds,
Von dem Stolze der Grahams,
Von dem Sturme der Murrays,
Herr, erlöse uns.)

Am anderen Morgen um 9 Uhr ging ich zum Frühstück zu meinem Freunde, dem Prediger. In England bekommt man sehr oft solche Einladungen zum ersten Frühstück (zum Morgenkaffee), welches wir so früh — gleich wenn wir aus dem Bette kommen — einnehmen, daß wir in der Regel nicht wohl Gesellschaft dazu bei uns sehen können. In England aber, wo man um 9 oder 10 Uhr frühstückt, hat man dabei oft sehr zahlreiche Versammlungen. In Schottland ist so ein Frühstück wieder eine ganz eigene Affaire. Zuerst ist der dabei gehaltene Familiengottesdienst noch viel

länger und feierlicher als in England. Alsdann, was die Speisen betrifft, so ist Fleisch dabei nicht so häufig; dagegen spielen Fisch, Süßigkeiten und Backwerk eine desto größere Rolle. Fisch fehlt fast nie bei dem schottischen Frühstück, und ich muß gestehen, ich finde dieß Gericht, besonders so wie es in Schottland bereitet wird, ohne piquante Sauce, bloß auf dem Rost trocken gebraten, als ersten Imbiß, etwas nüchtern. Eben so unbegreiflich nüchtern sind die sogenannte „Barley-skones“ (Gerstenkuchen). Es sind dieß platte, runde Kuchen, welche aus Gerste und Wasser bereitet werden, und die das Feuer kaum von Weitem beschienen zu haben scheint; denn der Teig ist so ungahr, daß einem das Mehl noch zwischen den Zähnen hängen bleibt. Dagegen fand ich den Honig in diesem nordischen Lande so süß und gewürzig wie in anderen blumenreicheren Ländern. Der Pastor erzählte mir, daß sich in seinem Bienengarten in diesem schönen, herrlichen, milden, trockenen Sommer das seltene Wunder zugetragen habe, daß die Bienen zwei Mal geschwärmt hätten.

Es frühstückte noch ein junger Mann mit uns, ein Verwandter des Predigers, der, wie sie mir sagten, jetzt „vor dem Presbyterium wäre“ (he is before the Presbytery), d. h. er hatte seine Studien beendigt und erwartete nun seine Installation. So viel ich bemerken konnte, war mein Freund ein „Antipatronage-man“ (ein Antipatronenmann) oder, wie die Schotten auch sagen, ein „Nonintrusionist“ (ein Nichtaufdringler). Der letzte Parteiausdruck bezieht sich auf die oben von uns beregte Hauptstreitfrage in der Kirche von Schottland, ob von den

Patronen und der weltlichen Obrigkeit ein Prediger der Gemeinde wider ihren Willen aufgedrungen werden könne (intrude on the congregation) oder nicht. Diesen Leuten stehen die „Patronage-men“ (die Patronenmänner) oder die „Intrusionists“ (die Aufdringler), die da behaupten, daß der Patron dieses Recht habe, entgegen. Zu den Intrusionists gehören auch viele Prediger, die sich nicht so heftig gegen die vornehmen Patrone und die weltliche Macht setzen und regen mögen. Sie werden daher auch „Moderates“ (die Gemäßigten) genannt. Ein dritter Name für ihre Gegner ist endlich noch der der „Evangelicals“ (der Evangelischen), weil sie sich bei dem Beweise der Unabhängigkeit der „schottisch-apostolischen und missionarischen Kirche“ auf das Evangelium berufen. Der Name „Highfliers“ ist nur ein „Nickname“ (ein Spitzname), der von Anderen besonders einigen sehr eifrigen unter diesen Evangelischen gegeben wird. Es sind übrigens, wie dieß schon aus unserer obigen Darstellung hervorgeht, zwei kirchliche Parteien, die durch die ganze Geschichte der letzten drei Jahrhunderte Schottlands gehen. Die Evangelischen unserer Tage sind die Kindeskinder der Covenanters gegen James, wie denn diese Covenanters von James ihrerseits wieder die Nachfolger und Nachahmer der Israeliten waren, welche am rothen Meere unter gefährlichen Umständen zur Vertheidigung ihrer Religion einen „covenant“ (Bund) unter sich machten.

Nach dem Frühstücke gingen wir ins Freie und suchten den Weg nach dem einige Meilen entlegenen Drummond-Castle. Das Wetter war herrlich, die Berge umstanden

in Pracht die schöne Ebene, in der wir uns befanden, und es umbellten uns dazu noch gar poetische Hunde. Mein Freund, der Prediger, hatte nämlich von dem „Ettrick-Shepherd“ (dem Schäfer von Ettrick) kurz vor dessen Tode einen schönen „Colly“ (schottischen Schäferhund) geschenkt erhalten, der neben uns her galoppirte. Die Collies von Schottland sind in Großbritannien berühmt ihrer Schlauheit und ihrer anderen guten Eigenschaften wegen; wie, meines Dafürhaltens, alle Schäferhunde der Welt, haben sie ein langes Haar, einen buschigen Schwanz, ein spitzes Gesicht und eine grauliche Farbe, und der Ettrick-Shepherd, von dem unser Colly herrührte, ist berühmt seiner Gedichte wegen. Es war ein junger Schäfer, Namens Hoggs, der in Ettrick, einem Orte in den Gränzgebirgen zwischen England und Schottland, lebte und daselbst im Jahre 1835 auf einem kleinen Farm, den ihm der Herzog von Buccleugh rentfrei überlassen hatte, starb. Seine Gedichte sind in ganz Schottland bekannt, obgleich er daselbst nicht so geschätzt und gerühmt ist wie der noch größere Dichter Caledoniens, Burns, der ebenfalls aus dem Stande der Bauern kam und darin bis an sein Lebensende verblieb.

„At half two o'clock“ — ein Engländer würde bekanntlich sagen: „half past one,“ während die Schotten, die noch so viele alte sächsische Redewendungen beibehalten haben, eben so wie wir Deutschen sprechen: „um halb zwei Uhr“ — kamen wir an den Gränzen des Parks an und erhoben uns nun allmählig auf einem langen schönen Waldwege, der theilweise eine Art von Damm zwischen zwei Seeen war, zu dem alten Sitze der Drummonds.

Als die Königin Victoria ihrem Oberkämmer, der, wie erwähnt, der jetzige Eigenthümer dieses Schlosses ist, sagte, daß sie auf ihrer Reise auch diese seine Residenz besuchen würde, gerieth er fast in Schrecken und versicherte ihr, sein Schloß sei eigentlich nichts als eine „old shooting-box" (ein altes Jagdhaus) und kaum dazu geeignet, so erlauchte Gäste zu empfangen. Allein die Königin und ihr Gemahl ließen sich dadurch nicht abhalten, diesen schönen und romantisch, an dem Eingange der schottischen Hochlande gelegenen Sitz zu besuchen und daselbst sogar einige Tage zu verweilen. Sie waren ja auch gewiß nicht nach Schottland gekommen, um königlichen Comfort und Luxus zu genießen, den sie sich zu Hause selber genug verschaffen konnten. Sie kamen hier an einem Sonnabend um 7 Uhr Abends an und verließen den schönen Fleck erst am Dienstage darauf. Wie es in alten Zeiten bei den Besuchen der Monarchen bei ihren schottischen Unterthanen Sitte war, daß die „Clan-men" (die Männer der Clans), in ihre Clansuniform gekleidet, als eine Leibgarde aufzogen, so war es auch dieß Mal hier. Der Besitzer des Schlosses hatte seine Drummonds in ihre alten Farben und Tartans gekleidet, und sie hatten als eine „body-guard" (Leibgarde) der Königin und ihres Gemahls das Schloß besetzt. Am Montage hielten die Herrschaften „Clanshow," so nannten meine Freunde die Revue der Clansleute, und darnach veranstaltete man für den Prinzen Albert ein großes Hirschjagen. „And a keen huntsman he is" (und ein kühner Jäger ist er), setzten meine Begleiter hinzu. Die Hirschjagden von Schottland sind in Großbritannien so berühmt wie die von Irland. In England giebt es

nur noch wenige dieser edlen Thiere. „Deer-stalking“ (Hirschbeschleichen) nennen sie diese Jagden. Denn da die rauhen und felsigen Gebirgsthäler, welche die Hirsche hier bewohnen, kein Jagen mit Hunden und Pferden erlauben, so müssen sie von den Jägern zu Fuß, wie die Gemsen in Tyrol, „beschlichen“ werden. In Cooper's Novelle, „die Schmuggler“ betitelt, kann man von einem solchen schottischen „Deer-stalking“ eine interessante und gute Schilderung lesen.

Das Wappen der Drummonds, drei rothe Streifen auf einem goldenen Schilde, das von zwei mit Keulen bewaffneten Männern gehalten wird, prangt auf einer Pforte des Schloßgehöfts, die zu den Gärten hinabführt, und darunter das Motto der Familie und des Clans: „Gang warily“ (Gehe vorsichtig), eines von den vielen merkwürdigen alten schottischen Familien-Mottos, die sehr charakteristisch für diese Gebirgsbewohner sind, und die eben so gut von Füchsen und Wölfen, wie von Bergschloßbesitzern und Clanshäuptern im Wappen geführt werden könnten.

Die schroffen Felsen, auf denen Drummond-Castle liegt, bieten oben wahrscheinlich künstlich applanirten Raum genug für die verschiedenen Theile des Schlosses. In dem ersten Gehöfte liegen auf einem schroff aufspringenden Theile des Felsens die Trümmer des ältesten Schloßtheiles, in welchem die Drummonds, als sie noch Earls von Perth waren, residirten, und auf diesen Trümmern war die hohe Fahne der Familie, die hier zu Ehren der erlauchten Gäste flaggte, aufgepflanzt. Auch hatte sich der Besitzer dort einige Zimmer arrangiren lassen, um den neuen Schloßtheil

ganz seinen Gästen abzutreten. Von den Flügeln dieses neuen Schlosses umgeben, zeigt sich auf der entgegengesetzten Seite ein anderer freier Platz, der bis nahe an die Abhänge der Felsen hinabgeht, und von dem aus sich eine wundervolle Aussicht in die Niederlande von Perth darbietet. In der Ferne erkannten wir sogar deutlich den konischen Hügel von Dunsinnan (Dunsinnan hill) nicht weit von Perth. Was würde nicht in Deutschland wohl manches junge Gemüth, das eben von der Lecture von Shakspeare's oder Schiller's Macbeth aufathmet, darum geben, ihn auch nur so aus der Ferne sehen zu können! Meine Begleiter erzählten mir, daß man dort noch heutiges Tages unter einem großen Steine das Grab des Mannes zeige, welcher von einem Menschen, der nicht der Sohn einer Frau war, getödtet wurde. Sie nennen es jetzt „the lang Man's graff" (des langen Mannes Grab). Den Birnam-Wald scheinen König Malcolm's Truppen bei ihrem Sturme auf Macbeth's Verschanzungen ganz verbraucht zu haben. Denn man soll nichts mehr davon sehen.

Ins Strath-Eare und Strath-More bieten sich andere entzückende Blicke dar, und dann in verschiedene benachbarte Glens der Hochlande. Kein Schotte hat mir eigentlich eine genaue Definition geben können von dem Unterschiede, den sie zwischen einem Strath und einem Glen machen. Doch, glaube ich, ist die Hauptsache dabei dieß, daß unter Strath ein weites, längliches, niedriges, ebenes Land verstanden wird, das sich zwischen zwei Gebirgsreihen, die zu beiden Seiten in einiger Entfernung noch sichtbar bleiben, hinstreckt, während unter Glens die engeren Thäler

verstanden werden, wo der ebene Grund in der Mitte des Thales schmäler ist. Die Straths als lange Landstrecken zwischen zwei hohen Gebirgsreihen umfassen sogar oft auch noch hügeligen und wellenförmigen Boden. Und in dieser Beziehung werden noch die „Carses" von den Straths unterschieden, indem man darunter den ganz flachen Alluvial-Boden in der Nähe der Flüsse und Meerbusen versteht. Sie nennen hier diese „Carses" (Niederungen) zuweilen auch mit dem in Norddeutschland üblichen Namen „Polders."

Das merkwürdigste Strath in Schottland ist dasjenige flache Landstück, das sich zwischen den Grampians und der von uns oben bezeichneten Perth-Stirling'schen Bergkette hin erstreckt und eigentlich also in seiner weitesten Ausdehnung quer durch ganz Schottland geht. Oft nehmen sie dieß Wort „Strathmore" aber auch in einem engeren Sinne und verstehen dann bloß den Theil des Ganzen darunter, der im Osten von Perthshire sich zu beiden Seiten des Tay hinzieht. Dem Strathmore im Süden parallel geht im Norden von Schottland das Glenmore oder, wie es vollständig heißt, das „Glen-more-nan-Albin" (das große Glen von Albin, d. h. Schottland), worunter man die merkwürdige geradlinige Landspalte versteht, die von den länglichen Seeen Loch Neß, Loch Lochy und Loch Linche ausgefüllt wird, und durch welche der caledonische Canal geht.

„We like to assist nature as much as possible, but it must not be seen" (wir lieben es, der Natur so viel als möglich Vorschub zu leisten, aber es darf nicht gesehen werden), sagte mir der Gärtner von Drummond-Castle, als

wir die herrliche Felsenterrasse betraten, die von der Schloßhöhe in den Garten hinabführt. Und in der That, dieß ist sehr wahr. Die Engländer haben die Gartenkunst auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht, welches für sie, wie für jede Kunst, eben der ist, daß ihre Producte alle so künstlich als möglich sind und doch so natürlich als möglich erscheinen. Dieß ist der Triumph der Kunst, daß sie ganz Kunst ist und doch ganz Natur zu sein scheint.

Die meisten der Bäume im Parke waren gepflanzt und vom Gärtner gepflegt, und doch schien es, als hätte sie die Natur nachlässig und malerisch hie und da zufällig verstreut, — der Rasen war zum großen Theile künstlich angepflanzt, und doch schien er nur von den Leimoniaden selber für ihre Mondnachttänze angelegt zu sein, — selbst die Gewässer (Ponds, Weiher) im Parke waren künstlich gesammelt, und doch glichen sie auf ein Haar natürlichen Seeen. Der Epheu, der die schwarzen Schloßfelsen umrankte, die alten Taxusbäume, die sich auf den verschiedenen Stufen der Gartenterrasse mit ihren Zweigen wie Strohdächer ausbreiteten, unter denen sich schöne Sitze darboten, — sie waren alle von der Kunst in jeder ihrer Regungen überwacht, und doch schien es, als seien sie von jeher wie freie Kinder des Waldes ganz sich selbst überlassen gewesen.

Der merkwürdigste Theil der Anlagen ist der Blumengarten, besonders weil hier einige Pflanzen zu einer Vollkommenheit gebracht worden sind, wie man sie wohl anderer Orten selten sehen mag, ich meine die Heidearten. Dieser Garten liegt in einem ganz flachen breiten Grunde zwischen einem hügeligen Theile des Parks und dem hohen Schloßfelsen, und wenn

man in diesem schönen Blumengrunde steht, so bieten sich rund umher die schönsten Ansichten der herrlichen Parkbäume, des Schlosses und seines epheuumrankten terrassirten Felsens dar. Der Plan des Gartens ist, so zu sagen, ein patriotisch-schottischer. Die Hauptwege nämlich durchkreuzen sich in der Form des schottischen Andreas-Kreuzes, und dazwischen sitzen die Blumen und die Gebüschhaufen, wie die Edelsteine des Andreas-Ordenzeichens, und andere Wege laufen herum, wie die Einfassung. Auf einem Pfeiler in der Mitte des Gartens sind 60 Sonnenuhren auf sechzigerlei verschiedene Weise angebracht. Und aus den Gebüschen blicken viele Statuen hervor, den Frühling, den Sommer, den Bacchus, die Pomona, den Winter ꝛc. vorstellend. Nur in ihrem Blumengarten erlauben sich die Engländer zuweilen solche Künsteleien, und was mir der Gärtner oben von der Natur und Kunst sagte, paßte auf diese Abtheilung der Anlagen am wenigsten. Mir schien es sogar, als sei dieser Blumengarten von Drummond-Castle eine Nachahmung irgend eines italienischen Gartens. Es that mir leid, daß ich nicht fragte, ob der Gründer dieses Gartens die Idee dazu mit aus Italien gebracht habe. Viele nordische Büsche waren wie Orangenbäume zugestutzt, andere, Stechpalmen z. B., in pyramidalischer Form wie Cypressen gezogen, als sollte dadurch an diese südlichen Pflanzen, die das Klima hier nicht duldet, erinnert werden.

„The standard-flowers“ (die Hauptblumen) des Gartens, wie der Gärtner sich ausdrückte, sind die Rosen, von denen sie eine herrliche Fülle haben. Eine besondere Art, „Madame Desprey“ genannt, ist sogar hier erzeugt worden,

oder, wie der Gärtner sagte, „is worked here“. Die meisten Rosen sind hier baumartig, wie das überhaupt in Großbritannien häufig ist, nicht buschartig gezogen, was man mehr bei uns sieht. Uebrigens bezogen sie hier in diesen nordischen Gegenden von jeher, und thun es auch noch jetzt, die schönsten und zahlreichsten Rosen aus Frankreich durch die Londoner „Nursery-men“ (Handelsgärtner). Auch aus Deutschland ist die Einfuhr von Blumensamen groß. Insbesondere und fast ausschließlich bekommen sie daher die Astern, die Levkojen. Den Levkojensamen müssen sie hier zum Erschrecken theuer bezahlen. Sie geben für eine „Ounce“ (2 Loth) 12 Schilling, was also beinahe so viel heißt, sie wiegen ihn mit Golde auf. Auch viele Zwiebelblumen kommen über Hamburg nach London, und von London nach Edinburgh, und von Edinburgh in die Hochland-Gärten. Doch ist Holland in dieser Hinsicht noch wichtiger. Bekanntlich ist jetzt das Zeitalter der Dalias und Georginen in allen Gärten der Welt. Der Gärtner sagte mir, sie hätten etwa 6000 von diesen Blumen hier, und er habe die Bemerkung gemacht, daß alle die Georginen, die von Deutschland kämen, größere Blumen und längere Blumenblätter gäben, daß aber die englischen vollere Köpfe hätten. Die Orangen können sie hier gar nicht ins Freie nehmen, weil sie selbst in der guten Jahreszeit doch immer noch einige Nachtfröste zu fürchten haben. Sie bleiben das ganze Jahr im Gewächshause. Welche interessante Stufen giebt es in der Cultur dieser Pflanze! In Berlin schon können sie die Sommermonate über im Freien sein, in Dresden noch etwas länger. Aber sie müssen immer

in einem wohlgeschützten Topfe bleiben. Im nördlichen Italien stellt man sie ganz ins Freie hinaus, aber bedeckt sie doch noch einige Wintermonate hindurch. Erst im südlichen Italien und Spanien sind sie ganz ihrer eigenen Sorge überlassen. Wenn die Orange hier so sorgfältig gepflegt werden muß, so hält der Lorbeer dagegen sehr gut im Freien aus. Wir sahen hier einen hundertjährigen Lorbeer, der sich wie eine belaubte Riesenschlange am Felsen hinaufwand.

Die anderen Standardblumen des Gartens sind, wie ich schon oben andeutete, die Heidearten, die man hier zu einer luxuriösen Größe gebracht hat. Auch sind die Hauptwege des Gartens mit Heide eingefaßt, deren rothe Blumenpracht schön gegen das Grün der Wege contrastirt. Ich sage „gegen das Grün der Wege;" denn dieselben sind mit einem äußerst kurzen sammetartigen Rasen überzogen, der für mich nicht eines der geringsten Wunder des Gartens war. Die Engländer sind bekanntlich die einzigen Leute in der Welt, die bei allen ihren häuslichen Einrichtungen nie vergessen, wie zart und kitzlich wir Menschen an der Haut unserer Fußsohle sind, und die überall auf diesen Umstand Rücksicht nehmen. Ich hörte von einem Engländer, der so wenig die nackten Fußböden auf dem Continente vertragen konnte, daß er sich in Frankreich und in Deutschland in jedes Zimmer, in welches er kam, aus Matten oder sonstigen Flicken einen Teppich bereiten ließ und, wenn er sonst nichts weiter bekommen konnte, sich wenigstens eine Pferdedecke unter die Füße brachte. Auch in ihren Gärten lieben sie vor allen Dingen einen weichen Boden zum Spazierengehen, und ich begreife diese Leidenschaft vollkommen.

Sie haben daher die schönen Rasenplätze in ihren Gärten bereitet, auf denen das Gras so kurz und dicht gehalten wird, daß es fast der Wolle auf den Brüsseler Teppichen gleichkommt. Die Rasenplätze in unseren Gärten sind gewöhnlich ein verbotenes Terrain, da das lange Gras meistens bloß für die Kühe und Ziegen und nicht für die Menschen da wächst. In den englischen Gärten hingegen sind gewöhnlich die Rasenplätze voll Spaziergänger, die Grand- und Steinwege hingegen leer. Nur wenn das Gras zu naß ist, benutzt man die letzteren. In unseren Grandwegen hat man immer seine liebe Noth mit dem Ausrotten des Grases. In den englischen Gartenwegen läßt man hingegen oft, so wie es hier in Drummond-Castle der Fall war, das Gras mit Macht wachsen und pflegt es mit Sorgfalt, so daß in den Wegen selbst sich ein noch schönerer kurzer Rasenteppich herstellt. Das Gras war so kurz gehalten und dabei so fest, daß man selbst bei Regen gewiß recht gut darauf schreiten konnte.

Wundervoll nehmen sich in den englischen Parks die Tannen aus, bei denen die unteren Zweige immer schön erhalten sind und, mit großem Reichthum an Nadeln und Zweiglein versehen, auf den Rasen herabfallen. Ich weiß nicht, ob dieß eine Eigenthümlichkeit des Klimas und der Bäume oder, wie ich vermuthe, ein Erfolg der Kunst ist. Bei uns sind gewöhnlich bei den Tannen die unteren Zweige zerstört, abgestoßen oder vertrocknet, und erst weiter in der Mitte des Baumes fangen die schönen völlig entwickelten Zweige an. Die Bäume sehen auf diese Weise verstümmelt aus. In den englischen Parks hingegen fallen die unteren Zweige wie der lange Schweif des Pfauen (nämlich wenn

er nicht das Rad schlägt) auf den Boden herab und ziehen sich wie die lange Schleppe eines Damenkleides hinter dem Baume her. Die Pyramide der Tanne ist auf diese Weise vollständig, und die ganze Baumgestalt scheint sich gewissermaßen aus dem Rasen selber zu erheben. Es giebt eine erstaunliche Menge von Dingen, für welche man erst in den englischen Gärten ein richtiges Auge gewinnen kann. — Es ist bemerkenswerth, daß, obgleich Schottland weder absolut, noch auch verhältnißmäßig so reich an Gärten ist, wie England, doch ein großer Theil der englischen Gärten jetzt von Schotten besorgt wird. Die Schotten sind sehr geschätzte Gärtner in England. Ein Engländer aus der Mitte, ja selbst von dem Ende des vorigen Jahrhunderts, wenn er einmal wieder aus dem Grabe erstehen könnte, würde sich nicht wenig darüber verwundern, daß in so kurzer Zeit diese so barbarischen Schotten so weit gekommen sind. „Es ist kein Land in Europa", pflegen die Engländer zu sagen, „welches neuerdings so immense Fortschritte gemacht hat, wie Schottland." Mein Gärtner zeigte dabei, indem ich hierüber mit ihm sprach, über die „fences" (Umzäunungen) seines Parkes hinaus und sagte, der Grund davon liege jenseit dieser Zäune in den Aeckern verborgen. Die außerordentlichen Fortschritte, welche man in ihrer Bearbeitung gemacht habe, hätten auch die Gärten in Bewegung gebracht, und aus ihnen seien überhaupt die meisten Bewegungen des Landes hervorgegangen. „Denn, Herr", setzte er hinzu, „steckt die Wissenschaft erst einmal im Acker, so steckt sie der Nation im Herzen, und dann dringt sie überall hinein." — „In der That," bemerkte ich, „ich finde Eueren Garten-

fleck hier reizend, Euer Herr, der Willoughby, muß ein bescheidener Mann sein, wenn er das ein „old shooting-box“ nennt, und ich begreife kaum, wie Euere Königin ein so herrliches Land so schnell verlassen konnte.“ — „Ja, ihre Zeit war beschränkt“, erwiderte er, „and then, having a mother's care about her“ (und dann hatte sie einer Mutter Sorge auf sich), setzte er hinzu. „Ihre Kleinen waren ja in England zurückgeblieben.“

In einem der Zimmer des alten Schloßtheiles zeigten sie mir dann noch die Rüstungen und Uniformen, welche der Schloßbesitzer für seine Clansmänner, welche der Königin „body-guard“ (Leibgarde) vorstellten, hatte machen lassen. Es war die oben beschriebene schottische Hochländerkleidung, zu der alsdann noch als alte schottische Waffen vor allen Dingen ein gerades Schwert, welches ebenfalls sonderbarer Weise dem alten römischen etwas ähnelt, „claymore“ genannt, eine „Battle-axe“ (ein Schlachtbeil) und ein kleines rundes Schild gehören. Das merkwürdigste unter allen Werkzeugen war aber die brillante Schnupftabacksdose (snuffmull), die der Anführer des Corps getragen hatte, und die ebenfalls mit zu seinem vollständigen hochschottischen Staatsanzuge gehörte. Sie spielt in Schottland eine größere Rolle als in irgend einem anderen mir bekannten Lande. Dieselbe besteht aus einem langen gewundenen Widderhorne. Das Horn endigt in seiner Spiralspitze gewöhnlich mit einer von den berühmten Goldschmieden von Perth gefertigten silbernen Distel, und sein Deckel ist meistens mit einem schönen Cairngorm geziert. Da seine Form für die Finger eine der unbequemsten der Welt ist, so

verrichten die Arbeit derselben gewöhnlich einige kleine silberne Instrumente, die an silbernen Ketten daran herumhängen, — ein kleiner silberner Hammer, um an die Wände des Horns zu klopfen und den Taback, der sich daran festgesetzt haben möchte, zu lösen, — eine kleine Schaufel, um den Taback damit hervorzuholen, — ein kleiner Kratzer, um ihn nöthigenfalls noch mehr zu lockern, — eine kleine in Silber gefaßte Hasenpfote, die gelegentlich als Besen dient, und andere solche Dinge. Das Ganze wird an einer silbernen Kette wie ein Pulverhorn um den Leib getragen, und man gedenkt dabei der Häuptlinge einiger wilden Nationen, zu deren vollständiger Uniform auf ähnliche Weise eine Pfeife gehört. Es ist merkwürdig, wie die Schotten von den Völkern Europa's gerade die einzigen sind, welche dieses so unbedeutende Geräth so umständlich und weitläufig gestaltet haben. Denn die Weise, den Schnupftaback zu nehmen, kommt bei allen anderen Völkern ungefähr auf dasselbe hinaus und ist überall so ziemlich gleich einfach. Nur die schottische Snuffmull weicht wesentlich von allen anderen Schnupftabacksdosen der Welt ab. Vor den Schnupftabacksladen in England steht gewöhnlich ein Hochschotte mit einer Schnupftabacksdose in der Hand und in seiner Nationalkleidung, so wie man bei unseren Tabacksläden zuweilen einen rauchenden Neger sieht.

VIII.

Crieff.

Ich nahm hier von meinen Drummonder Freunden Abschied und ging zu Fuß durch den herrlichen weit ausgedehnten Park von Drummond-Castle nach dem Städtchen Crieff. Es war ein schöner ruhiger Tag. Kein Lüftchen bewegte sich, und der einzige Laut, den ich hörte, war das stille Abfallen der Blätter von den Bäumen und hie und da das Rascheln eines Fasanes in dem dürren Laube. Und wenn auch nicht von Blüthen, so doch von welken Blättern und abgefallenen Fichtennadeln, die sich mir überall angehängt hatten, überschüttet, kam ich nach Crieff.

Crieff ist ein freundliches Bergstädtchen, das eben so wie Schloß Drummond an den Gränzen des Hochlands liegt. Es hat den Gipfel eines kleinen Berges besetzt, der nebst einem anderen ihm gegenüberliegenden eines der verschiedenen Thore der Highlands ausmacht. Durch dieses Thor bricht der Fluß Earn aus den Hochgebirgen in die Ebene hervor. Ein berühmter Mac-Gregor, der aber diesen seinen proscribirten Namen nur insgeheim brauchen durfte und der

sich öffentlich Mallet nannte, der bekannte englische Dichter dieses Namens, ging aus einem der kleinen Häuser dieses Ortes hervor; er war der Sohn eines dortigen Wirthes (innkeeper). Ich kam gerade zu einem Markttage, und viele Männer, die bisher die beßten Freunde Robert Peel's gewesen, — erst seit Kurzem sind sie in dieser Freundschaft etwas zweifelhaft geworden, — ich meine die Pächter, waren hier versammelt. Sonst wurden hier, wie an vielen kleinen Gränzorten der Hochlande, große Viehmärkte abgehalten, die aber nun nach Falkirk verlegt sind.

Alle diese Pächter (und es waren hübsche Herren darunter) trugen über ihrer allen Europäern jetzt eigenen französischen Kleidung noch einen schottischen Plaid, eben jenen viereckigen wollenen Shawl, den ich oben erwähnte und der den Schotten statt des Mantels, statt Ueberrocks, statt Paletots, Mackintoshs und Pelzes dient. Es ist wunderbar, daß die Schotten in einem so kalten Klima nicht ein wärmeres Ueberkleid erfunden haben. Die Russen, Polen und andere Nationen tragen selbst unter einem weit südlicheren Breitengrade dicke Bärenpelze, die Schotten dagegen statt dieses Pelzes ein viereckiges lockeres wollenes Tuch, und sogar statt Unterhosen und Ueberhosen — gar keine Hosen. Begreift man solche Widersprüche? Und doch sagt man, daß jedes Volk sein Land und Klima am genauesten kenne und am beßten wisse, was ihm fromme. Die Schotten loben dagegen ihren Plaid und sagen, er sei „very handy" (recht handirlich) und man könne damit in jedem Augenblick gleich dasjenige Glied, welches friere, einhüllen und stets daraus machen, was man wünsche. Wenn es von der

linken Seite weht, so zieht man ihn auf die linke herüber, wenn es von der rechten herstürmt, so packt man alle Wolle auf die rechte Schulter; friert man am ganzen Körper, so läßt man den Plaid sich ganz entfalten und wickelt sich wie ein Windelkind über und über darin ein, und findet man es wiederum zu warm, so rollt man ihn zusammen, legt ihn über den Nacken und läßt die Enden unter den Armen herabflattern. — Dieß Alles, sage ich, ist sehr wahr und wäre auch sehr zweckmäßig und schön, wenn von einem spanischen oder italienischen Klima und dem dort zuweilen vorkommenden kühlen Luftzuge die Rede wäre. Aber hier, wo es sich um „Highland-Gales“ (Hochland-Eiswinde) handelt, finde ich, bringt man der Schönheit zu viel Nutzen zum Opfer.

Es machte mir viel Vergnügen, die verschiedenen Arten zu beobachten, in denen die Leute ihren Plaid umgeheftet hatten. Das Gewöhnliche ist, daß sie ihn über die linke Schulter werfen und dann die Zipfel unter der rechten zusammenbinden, sie um den Arm wickeln oder sonst verstecken. Auf die linke Schulter gehört der Plaid so natürlich, wie das Schwert an die linke Seite, weil die Rechte diejenige ist, welche die Hauptsache beim Arrangement des Kleides thut und auf ihre eigene Schulter das Tuch natürlich nicht so bequem hinaufpracticiren kann. Auf der hohen Säule, welche in Glasgow dem Walter Scott errichtet ist und auf welcher seine Statue in Lebensgröße steht, hat er durch ein sonderbares Versehen des einheimischen Künstlers den Plaid auf der rechten Schulter. Manche, die sich recht vermummt hatten, trugen ihn aber auch über beide Schultern,

Brust und Rücken und dann auch noch ein Mal als Gürtel um den Leib herum, und zwar so:

In den Händen eines geschickten Dandys macht der Plaid die schönsten Wirkungen, und in Edinburgh giebt es deren genug, die darauf studiren und die mit dem Plaid herummanövriren, wie bei uns viele mit ihren spanischen oder spanisch sein sollenden Mänteln.

Die Plaids meiner und Sir Robert Peel's Freunde von Crieff waren alle schwarz und weiß carrirt. Schwarz und weiß ist der gewöhnliche Schäfer-Tartan (Shepherd's tartan), — ich denke, meine Leser werden nun genugsam in das Capitel der schottischen Kleider eingeweiht sein, um den „Tartan" (Kleiderstoff) vom „Plaid" (Kleid) unterscheiden zu können, was noch nicht alle Engländer verstehen. — In ganz Schottland und auch im ganzen Norden von England ist dieser schwarze und weiße Tartan bei allen Schäfern und überhaupt bei den meisten Leuten der gewöhnliche, und wie es mir schien, ist er überall ganz und gar accurat auf dieselbe Weise gemacht. Da die schwarzen und weißen Streifen sehr schmal sind und ohnedieß noch dazu da, wo sie sich kreuzen, die graue Farbe von selbst erzeugen,

so sieht er in einiger Entfernung eigentlich mehr grau aus. Wir könnten daher unseren oben angegebenen beiden Hauptclassen der Tartans, den „Clan-Tartans" und den „Fancy-Tartans," noch eine dritte Classe, die „Shepherds-Tartans," an die Seite setzen.

Jedes Stück Weges, welches ich in Schottland machte, fand ich reich an Genüssen, und mithin auch das von Crieff nach Perth, „the land of the mountains and the flood" (das Land der Berge und der Fluth), wie Campbell dieses Land nennt; und das ist eben das Schönste an ihm, daß die Gebirge, die man sonst nur im Inneren der Continentalländer zu sehen gewohnt ist, hier stets vom Meere umgeben und mit den Meeresarmen gemischt sind. Vulcan und Neptun haben ihre Werkstätten hier überall in nächster Nachbarschaft gehabt. — Wir kamen jetzt wieder nach dem Meere zu, und zwar zum Frith des Flusses Tay, welcher letztere eben so Schottlands Stolz und Freude ausmacht, wie der königliche Shannon der Stolz und die Freude Irlands ist.

Der Tay ist der schönste und größte von den schottischen Flüssen und stellt so hier in Schottland vor, was der Shannon in Irland und die Severn in England. Er entspringt in den Hochlanden und trägt in seinem Munde die blühende Handelsstadt Dundee, die sich in 90 Jahren von einem kleinen Fischerorte zu einer der vornehmsten Handelsstädte Europa's mit nahe an 70,000 Einwohnern aufgeschwungen hat. Zwei Mal bricht der Tay durch

Gebirge, ein Mal aus dem Hochgebirge hervor — da, wo er dieß thut, liegt Dunkeld — und ein Mal durch die Ochrill-Hills, und in diesem Durchbruch liegt Perth, und endlich da, wo er sich noch ein Mal vor seiner Mündung ins Meer verengt, liegt die Stadt Dundee.

IX.

Perth.

Perth ist wiederum ein Ort, von welchem Enthusiasten sagen würden, daß man davon in Hexametern schreiben müßte, wenn man der Stadt und sich selber ein Genüge thun wolle.

Sie liegt zwar in den Lowlands wie Stirling, aber es ist doch mehr „Highland-scenery" um sie herum. Sie selbst zwar befindet sich in einer Ebene, aber wo man aus ihren Thoren heraustritt, sieht man die Reihen der schneebedeckten Grampians in der Ferne sich erheben. „Perth is rather a highland town" (Perth ist eigentlich mehr oder weniger eine Hochlandstadt), sagten mir daher mehre Schotten, „obgleich sie, streng genommen, nicht in den Hochlanden liegt." Die Schotten betrachten sie eigentlich als die Capitale des ganzen mittleren Schottland, und obgleich sie viel weniger Einwohner hat (sie besitzt deren nämlich nur 20,000) als das benachbarte handelnde Dundee, so ist sie doch durch ihr Alterthum, durch ihren berühmten Namen und durch ihr nobles Aeußere viel ausgezeichneter als ihre Nachbarin, und

verhält sich in den Augen des Volkes zu ihr ungefähr wie ein alter, nicht zu reicher Baron zu einem immens reichen Stadtbürger. „Noble Perth" (das edle Perth), so hörte ich sie mehre Male benennen.

Ich erfuhr erst später, daß ein anderer Name der Stadt dieser sei: „the fair City" (die schöne Stadt), aber es ist unmöglich, daß der Reisende nicht selbst gleich beim ersten Anblick ihr diesen Namen gäbe. Die Avenueen zu der Stadt, ihr Inneres, ihr Aeußeres, ihr Nahes und Fernes ist Alles gleich schön und anziehend, und der romantischen und historischen Erinnerungen begegnen Einem hier viele von der interessantesten Art. Einige Meilen von der Stadt liegt das Haus Scone, ein Sitz des Earls von Mansfield, das auf dem Flecke der alten berühmten Abtei Scone steht, in welcher die schottischen Könige gekrönt wurden. Es befinden sich im Garten noch einige Ruinen von dem alten Königspalaste. Leider sah ich sie nicht, weil, wie man mir sagte, der jetzige Besitzer Niemanden mehr zulasse. Das undelicate und reliquienbegierige Publicum hatte die Vorhänge seines Bettes der Königin Maria von Schottland der Franzen und anderer Zierrathen beraubt.

Noch näher bei der Stadt liegt der Sitz der Kinnoulls, das Schloß Dupplin-Castle, welches der Stadt eine hohe schroffe Fronte zuwendet und eine berühmte Drachenhöhle enthält, — ferner Kinfauns, der Sitz des Lords Grey, eines der splendidesten Prachthäuser oder, wie die Engländer sagen, „showhouses" im Lande, die ich aber leider nicht sah, und außer ihnen noch mehre andere, durch interessante Ereignisse, z. B. durch den Mord Jacob's I., durch

die Gefangenhaltung Jacob's VI., sowie durch viele andere Dinge merkwürdige Schlösser, Plätze und Häuser. Ich sah sie leider nicht, weil man eben nicht Alles sehen kann.

Von Perth geht der Fluß mit der Breite eines Meeresarmes zum Ocean hinab, und man ist in Schottland darüber einverstanden, daß dieses Wasserstück das schönste im Lande sei. Ich sah es leider nicht, weil eben die Zeit so kurz und die Umgegend von Perth so reich ist, und dieß Letztere war es auch nur, was ich dem deutschen Leser durch die Anführung aller der Dinge, die ich nicht sah, fühlbar und begreiflich machen wollte. Ich komme nun auf die Dinge, welche ich wirklich sah.

Viel hatte ich schon in der Ferne von den beiden berühmten Inches von Perth gehört, von der Nord-Inch und der Süd-Inch. Man bezeichnet mit diesem Namen zwei kleine flache Landstücke, die beide am Flusse Tay, das eine im Norden, das andere im Süden der Stadt, liegen und wahrscheinlich vom Wasser aufgeschwemmter Boden sind. „Diese Inches sind herrlich, Herr!" hatten mir die Leute gesagt, „wundervoll, unübertrefflich, und wir haben von Spiel- und Renngründen nichts mehr in Schottland, was sich ihnen an die Seite stellen könnte. Die Inches sind über alles Lob erhaben!" Ich begriff bisher wohl das Lob eines schönen Berges in einer monotonen Ebene; aber ich war begierig, zu sehen, was denn die Leute für ein bloßes flaches Stück Land in Bewegung und in Begeisterung zu bringen vermöge. Als wir daher bei unserer Ankunft in Perth einen großen Aufruhr unter den Menschen fanden, und als wir hörten, daß sie zu den Thoren hinausströmten,

um auf der Nord=Inch einer lustigen Scene beizuwohnen, so ließen auch wir uns von der Menge hinreißen, um uns diesen Platz anzusehen.

Die lustige Scene, welche erwartet wurde, war der Clown einer Seiltänzertruppe, der auf einem kleinen, mit vier Gänsen bespannten Nachen den schönen Fluß herunter fahren wollte. Die Truppe wollte den Abend eine Vorstellung geben, „and they wanted to get up an excitement for their benefit“ (und sie mußten daher auf irgend eine Weise irgend eine Aufregung unter die Leute bringen). Jeder Unternehmung in England muß ein solcher Trompetenstoß vorangehen, und selbst bei den beßten und größten müssen sie immer erst unter dem Publicum „get up an excitement.“ Das Mittel war dießmal gewiß gut gewählt, besonders einem englischen Publicum gegenüber, das immer das Komische mehr liebt als irgend ein anderes Publicum, und der Clown hätte hier gewiß nicht so viel Excitement erregt, wenn er angekündigt hätte, er wolle mit Pfauen wie Juno, oder mit Tauben wie Venus, durch die Luft fliegen, als wie er nun, als Narr gekleidet, in einem Waschtrog sitzend und von vier schnatternden Gänsen gezogen, zu Wege brachte. Er erschien wirklich nach einiger Zeit, und unter dem Beifallsrufen der Menge schwamm er den Fluß hinunter, indem er sehr geschickt sein wackelndes Schiff balancirte. Die Gänse zogen ihn natürlich nicht, vielmehr wurden sie selber vom Flusse fortgeschwemmt. Die ganze Nord=Inch war mit Menschen bedeckt. Ich sah von der schönen Taybrücke, die sich hoch über den Fluß und über den Anfang der Wiese hinwölbt, darauf hinab und

begriff nun, besonders wenn ich die Leidenschaft der Briten für „sports" dazu nahm, vollkommen das Lob, das man den Inches gezollt hatte. Bei jeder ihrer Städte haben die Engländer sich ein paar flache Felder oder Gründe ausgesucht für die verschiedenen Sports, Ballspiele, Wettrennen ꝛc., die von ihren Einwohnern und den unter ihnen existirenden Klubs mit Eifer betrieben werden, eben so wie wir Deutsche bei jeder unserer Städte vor allen Dingen beflissen sind, uns einige schöne Kaffee= und Musikgärten zu schaffen. Diese Spiel= und Wettrenngründe der verschiedenen britischen Städte werden nun häufig von den Kennern und Liebhabern mit einander verglichen, und bei einigen treffen dann alle günstigen Umstände und alle für solche Gründe erforderlichen Eigenschaften so zusammen, daß sie dadurch in der englischen Spielwelt einen großen Ruf und Ruhm erlangen. So ist, wie wir schon oben sagten, das Currach von Kildare der berühmteste Renngrund in Irland, und so sind nun diese Perther Inches — „Werder" würden wir sie allenfalls nennen können — die berühmtesten Spielplätze in Schottland. Ihr Boden ist vollkommen eben und, obgleich niedrig, doch gewöhnlich trocken.

Die Nord=Inch ist ohne alle Büsche, Bäume, Gräben, so wie ohne Häuser, Wege ꝛc., und also gewissermaßen wie ein schöner großer Billardtisch. Und dieß ist es eben, was diesen Werder den Leuten so rar und kostbar macht. Die Süd=Inch ist ein eben so schöner Wiesengrund, aber mit Wegen, Baumreihen und Buschpartieen durchschnitten. Der Gegensatz beider eng von den hohen Flußufern eingeschlossenen Niederungen und der Berge und

Hügel umher und der ebenfalls etwas höher liegenden Stadt giebt ihm noch dazu einen pittoresken Reiz.

Auf der Taybrücke amüsirte ich mich nicht wenig, die Gespräche der kleinen schottischen Knaben zu belauschen, die schon so hübsch schottisch plapperten, wie ihre Aeltern es sprechen. „Look, the folks," riefen sie einander zu, „are coming duhn*) to the brigg**) (Sieh, wie die Leute zur Brücke herab kommen). „Yea, yea***), look the folks on baith†) sides o'††) the Tay" (Ja, ja, sieh nur das Volk auf beiden Seiten des Tay). Dieß ist Alles schottisch und zu gleicher Zeit auch mehr deutsch als die englischen Formen. Ich hatte aus meinem Wirthshause einen Bewohner von Afrika, einen Neger, Namens Bob, als Führer und Begleiter bekommen. Man ist natürlich jetzt selbst in diesem entlegenen Thule eben so mit Libyen und überhaupt mit aller Welt in Verbindung, wie dieß sonst nur bei den römischen Städten Italiens der Fall sein konnte; — die Mutter der Kaiserin von Marocco wohnt auf einem Moore von Perthshire, der Sieger bei Seringapatnam, Sir David Baird, wohnt in Ferntower ganz nahe bei der Stadt, braune arme Indianer betteln in den Straßen, und schwarz gebrannte Kinder der Wüste Sahara

---

*) „duhn" statt „down."

**) „brigg" statt „bridge."

***) „yea" statt „yeas."

†) „baith" statt „both."

††) „o'" statt „off."

zeigen einem den Weg durch die Straßen. — Diesen meinen Bob verfolgten nun die Kleinen mit ihren schottischen Redensarten. „Do you kenn*) that muckle**) man, that swart karl?***)“ fragten sie sich einander, „do you kenn him?“ (Kennst Du den großen Mann da, den schwarzen Kerl?) „Bob, Ihr seid so schwarz, warum wascht Ihr Euch nicht?“ „Very ba'folks, Massa!“ (Recht böses Volk, Master!) fing nun mein Neger zu mir an, in halb afrikanischem, halb schottischem Dialekt. „You ocht†) to kenn better English!“ (Ihr müßt besser Englisch lernen!), replicirten ihm meine Knaben. „Seht nur die Fußsohlen Eueres Bedienten einmal an, Herr! sie sind dick wie Holz, denn er hat sonst Jahre lang auf glühenden Kohlen und geschmolzenem Blei herumgetanzt, so lange er noch bei der Truppe von Seiltänzern war, die ihn aus Afrika oder Westindien mit herübergebracht haben.“ Als die Jungen dieß vorbrachten, da wurde mein Bob, bei dem die Fußsohlen, obgleich sie so hart wie Holz sein sollten, doch der kitzlichste Punkt zu sein schienen, ganz wüthend und ergoß sich nun in einem so wilden afrikanischen Schottisch-Englisch gegen die lachenden Knaben, daß es mir nicht möglich

*) „Kenn“ statt „know.“ „To kenn“ wird auch für „wissen“ gebraucht, ebenso wie „to know.“ „I do not kenn,“ heißt in ganz Schottland: „ich weiß nicht.“

**) „Muckle“ statt „great.“

***) „Swart“ statt „black.“ — „Karl“ statt „man.“

†) „Ocht“ statt „ought“, wie denn viele Buchstaben, die man im Englischen bloß noch schreibt, im Schottischen auch gesprochen werden, z. B. englisch „fight“, schottisch „fecht“.

war, so gern ich auch von dieser Art Sprache ein Specimen gehabt hätte, die Laute in lesbare Worte zu bringen. Und um meinen armen Schwarzen, der unter die weißen Buben wie ein großes Lama unter junge Jaguars gerathen war, zu retten, zog ich mich mit ihm von der Brücke und meinen Dialekt-Beobachtungen zurück.

Die Schotten sind in jene ihre antiken sächsischen Sprachformen so verliebt, wie bei uns die Oesterreicher in einige ihrer alten Spracheigenheiten, und lieben sie besonders in ihren Dichtungen. Und ein Lied, in dem recht oft „duhn“ statt „down,“ „baith“ statt „both,“ „fecht“ statt „fight,“ „bauld“ statt „bold“ (kühn), „wi' me“ statt „with me“ und dergleichen vorkommt, rührt sie weit mehr als ein anderes, in dem diese Wort alle nach der gewöhnlichen allgemeinen englischen Weise geschrieben stehen, eben so wie unsere Allemannen im Schwarzwalde weit mehr durch ein Hebel'sches Lied im allemannischen Dialekt gerührt werden, als durch irgend eine classische deutsche Dichtung. Ich finde dieß auch ganz natürlich; denn, wenn man wie jene meine Brückenbuben von Jugend auf so gesprochen hat, so verweben sich mit diesen Dialektbesonderheiten auch so viele Jugenderinnerungen, so viele patriotische Andeutungen, mit einem Worte, es steckt darin ein so großes Stück der Menschen und des Landes selbst, daß ich es vollkommen natürlich fände, wenn ein Schotte, welcher in Ostindien oder Afrika irgendwo Jemanden „come duhn“ statt „come down“ sagen hörte, bloß durch den Ton dieses Wortes zu Thränen gerührt würde.

Besonders begreift man es gut von den vielen säch-

sischen Formen, welche sich in der schottischen Sprache finden, weil sich bei ihnen die schottische Volksseele ihres alten deutschen Ursprungs, ihres innigen Zusammenhanges mit der großen germanischen Mutterseele dunkel bewußt wird. Aber merkwürdig ist es, daß es im Schottischen auch mehre Worte französischen Ursprungs giebt, die sich im Englischen nicht befinden und die deßwegen von den Schotten eben so wie jene alten deutschen vorzugsweise geliebt und gern gehört werden. Ein solches Wort ist z. B. der Ausdruck „bonny“ (vom französischen „bon“). Dieses französische Wort hat, wie es denn solchen ausgewanderten Worten zu gehen pflegt, in Schottland eine ganz besondere, etwas abweichende Bedeutung gewonnen. Es wird nämlich damit nicht nur die Güte, sondern auch insbesondere die Schönheit eines Dinges und einer Person gelobt, und es ist daher ein allgemeines Lob- und Schmeichelwort geworden. Alles, was die Schotten in ihrem Vaterlande gut, schön, trefflich finden, heißt, besonders wenn es etwas Schottisches ist, bonny; so z. B. „our bonnie lasses“ (unsere hübschen Mädchen), „bonny Prince Charlie“ (unser guter Prinz Carl, nämlich jener Carl Eduard, der Prätendent), „our bonny town Perth“ (unsere schöne und gute Stadt Perth). Auch sagen sie von einer Gegend oder einem Gebäude oft: „that is very bonny!“ (das ist sehr hübsch!). Es kommt als Schmeichelwort etwas dem englischen „sweet“ nahe. Man könnte hier eine Menge Gedichte von Burns citiren, in denen das Wort „bonny“ mit besonderer Vorliebe gebraucht ist. Die Schotten haben es sich so angeeignet, daß es ihnen nichts Fremdes und Französisches mehr zu haben scheint.

Unter diesen Grübeleien spazierte ich mit meinem Neger Bob auf die andere Seite der Stadt, auf die Süd-Inch, hinüber, die wegen ihrer Bäume fast noch schöner als die Nord-Inch ist. Auf dieser Süd-Inch campirten im Jahre 1746 die deutschen (hessischen) Truppen, welche bei der Unterdrückung der Empörung des bonny Prince Charlie halfen. Denn es ist bemerkenswerth, daß wir Deutschen mehre Male den Engländern die Empörungen ihrer halbceltischen Länder bekämpfen helfen mußten. Ein Mal in Irland im Jahre 1798 waren es hannöver'sche Truppen und ein Mal 1746 in Schottland, wie gesagt, hessische. Auch in der Schlacht an der Boyne in Irland standen deutsche Truppen gegen die Irländer, — als wenn wir Deutschen für den Sieg des germanischen Stammes über den celtischen noch jetzt arbeiten müßten, wie zu jener Zeit, wo ebenfalls aus jenem Norden von Deutschland, aus Hannover und Hessen ꝛc. Hengist und Horsa nach Großbritannien hinübersetzten.

Allein das merkwürdigste Lager ward auf diesen Inches, ich glaube, es war auf der Nord-Inch, im Jahre 1390 aufgeschlagen. In diesem Jahre herrschte nämlich in Schottland der König Robert III., der es gern sah, wenn die wilden widerspänstischen Clans sich unter einander in ihren endlosen Zwistigkeiten aufrieben, und der daher zwei feindseligen Clans, dem Clan Chattan und dem Clan Kay, den Vorschlag machte, ihre Streitigkeiten auf folgende Weise beizulegen. Sie sollten ihre tüchtigsten Männer aussuchen und mit ihnen herabkommen auf die Inches von Perth. Daselbst sollten sie miteinander im Beisein des

Königs und seines Hofes kämpfen, und die Sieger sollten Recht behalten, den Besiegten aber sollte Alles verziehen und vergessen sein.

Dreißig streitbare auserlesene Männer der Kinder Kay (Mac Kay) und dreißig von den Kindern Chattan*) kamen herunter. Als sie sich in Schlachtordnung stellten, fehlte aber von diesen einer, der sich aus Furcht oder eines Uebelbefindens wegen zurückgezogen hatte. Es sollte nun auch einer der Kays zurücktreten, aber sie waren alle so kampflustig, daß keiner dazu zu bewegen war, und man mußte daher auf den Vorschlag Henry Wynd's, eines Perther Sattlers, eingehen, der sich erbot, die Lücke auszufüllen und statt des Fehlenden mitzukämpfen, wenn man ihm einen halben französischen Goldthaler geben wolle. Durch diesen tapferen und unbändigen Sattler siegten die Chattans. Alle Kinder Kay wurden bis auf einen erschlagen, der in den Fluß Tay sprang und in die Gebirge entfloh. Zehn Chattans und Henry Wynd blieben leben. Obgleich wir Alle diese Geschichte schon in der „schönen Maid von Perth" (the Fair Maid of Perth), welche Novelle auf jenen entschlüpften Mac Kay gegründet ist, gelesen haben, so enthält man sich doch hier an Ort und Stelle nicht, noch ein Mal daran zu denken, besonders wenn einem die Tscherkessen im Kaukasus und die alten Geschichten der Bibel von den Philistern und Karmelitern und anderen Bergvölkern dabei einfallen, die in ihren Sitten alle-

*) Chambers nennt statt dessen die Mac Intosh, aber in der britischen Encyclopädie werden Chattans genannt.

sammt so merkwürdig übereinstimmen und bei denen allen man diese Clans, diese „Clans-feuds“ (Clansfehden) und „Clans-fightings“ (Clansgefechte) wiederfindet, und zwar so ähnlich, daß sie sich oft bis auf die geringsten Umstände einander gleichen.

Dieser kriegerische Racen- und Clansgeist, diese primitiveste, roheste Form der menschlichen Gesellschaft, die bloß erweiterte Familie, bestand nicht weniger oder sogar länger als 2000 Jahre in Schottland. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde sie mit der Wurzel ausgerottet, und erst seit dieser Zeit blühten Dundee und andere solche große friedlich gesinnte Bürgergemeinden an den Küsten von Schottland auf. Wenn es erst seit so junger Zeit ist, daß so wilder Anlaß zu Hader und Zwist, solche Urquellen des kriegerischen Geistes aus dem Busen der europäischen Staaten vertilgt wurden, und wenn solche gewichtige Orte wie Dundee und andere Handels- und Manufacturstädte erst seit so kurzer Zeit anfingen in die Wagschale des Friedens zu fallen, so können die Friedensgesellschaften von Paris, London und New-York noch immer einige große und blutige Kriege erleben, ohne jedoch an der Hoffnung der dereinstigen Herstellung eines langen, tiefen, allgemeinen Friedens zu verzweifeln. Bis auf die neuesten Zeiten herab gab es des kriegerischen Feudalunkrauts noch überall unter uns, und die Fortschritte einer neuen Aufklärung und einer damit Hand in Hand gehenden friedlichen Gesinnung sind noch so jung, dabei aber doch so groß, daß man nicht die Hoffnung aufgeben darf, wenn sie auch noch nicht sofort zum Ziele führen. Es kann keinem

Beobachter der Zeit entgehen, daß die Welt täglich und in allen Erdenwinkeln und Glens nie gesehene, nie erhörte Dinge ans Tageslicht bringt und daß sie noch stets mit solchen nie gesehenen Dingen schwanger geht. Die Ereignisse, obgleich still gewoben, sind überall so groß, so außerordentlich, daß man selbst Den nicht der Extravaganz beschuldigen könnte, der an einen allgemeinen Frieden und an einen nach jenen Gewittern, die wir vielleicht zunächst hie und da noch hängen sehen, kommenden großen Sonnenschein und ruhige Entwickelung glauben könnte.

Durch einige schöne „Nursery-Gardens" (Handels-Gärten) kehrte ich gegen Abend zur Stadt zurück und machte hier die Bekanntschaft einiger Männer, die mit Leib und Seele „Sports-men"*) waren.

Die beiden Hauptspiele, welche Schottland als die vornehmsten Nationalspiele betrachtet, sind das Curling und das Golfspiel. Das Curling ist von beiden entschieden das interessanteste und, da es auf dem Eise gespielt werden muß, auch deßhalb fast ausschließlich schottisch. Denn nur in Schottland, weder in England noch in Irland, giebt es dauernden Eises genug. Aus eben diesem Grunde ist dieses Spiel mit den Schotten nur in die nordischen Gegenden der Welt ausgewandert und in Canada, Nova-Scotia ꝛc., nicht aber in West- und Ostindien verbreitet.

---

*) „Sports-man" heißt nicht bloß ein Jäger, sondern überhaupt ein Freund von allen ländlichen und gymnastischen Spielen und Vergnügungen.

Die schönen glatten Eisflächen, welche sich auf den schottischen kleineren Seeen und an den überschwemmten Ufern der Flüsse bilden, haben zur Erfindung dieses herrlichen Spieles Anlaß gegeben, das hauptsächlich in dem Fortschleudern eines runden glatten Steines nach einem gewissen Ziele besteht und nicht nur die Kraft der Männer übt, sondern auch bei allen seinen hübschen kleinen Nebenereignissen und Nebenscenen, die es herbeiführt, die Seele erheitert und erfreut. Leider bin ich nie selbst bei einer „Curling-match" (Curlingpartie) zugegen gewesen, allein meine Perther Freunde waren so eifrig, ja ich möchte sagen, so passionirt, mich von der Sache gehörig zu unterrichten, daß es mir vorkommt, als hätte ich wirklich einmal ein solches Spiel mit angesehen, und daß ich selbst noch diesen Augenblick, wie von der Leidenschaft meiner Freunde etwas angesteckt, ein Bißchen Curling-Passion in mir empfinde.

Ja ich sehe deutlich in Gedanken die schönen Gewässer, durch des Winters Zauberstab in durchsichtigen Krystall verwandelt, — einen herrlichen gefrorenen See in der Mitte einer wilden Hochlandgegend, — die beschneiten Grampians rings umher, — nur hie und da blicken die schwarzen schroffen Felswände unbedeckt hervor. Die „Curlers," so nennt man die Theilnehmer an jenem Sport, sind von ihren Bergen herabgestiegen und aus den verschiedenen Orten und Städten auf dem „Ring" (dem Spielplatze) zusammengekommen. Es sind fast lauter schöne, oder wenigstens gewandte und kräftige Kerle, und einige von ihnen haben

vielleicht zu dieser nationalen Uebung die patriotische Highlandtracht angelegt.

Sie kommen alle mit ihren „Curling-stones“ in der Hand heran. Diese Steine, die man in vielen Läden der schottischen Städte sehen und kaufen kann, sind folgendermaßen beschaffen. Es sind cirkelrunde, platt gedrückte Steine von 40 bis 50 Pfund Gewicht. Sie werden sehr sauber gearbeitet, schön polirt und meistens aus zweierlei Art von Granit, einem röthlichen und einem schwärzlichen, zusammengesetzt. Ich vermuthe, daß dieß deßwegen geschieht, damit die Steine bei den verschiedenen Püffen, die sie auszuhalten haben, nicht so leicht zerspringen. Oben ist eine zierlich gearbeitete Handhabe von Eisen angebracht, bei welcher der Stein zum Schwingen angefaßt wird. Das Ganze nimmt sich ungefähr so aus:

„Auch unsere „bonny Queen,“ als sie hier in Perth war,“ erzählten mir meine Freunde, „ließ sich einen unserer Curlingsteine zeigen und hob ihn, so schwer er war, hoch in die Höhe.“ Bei den Curlern kommt es nun noch auf etwas mehr als dieß an. Es wird nämlich ein entferntes Ziel im Eise ausgesteckt, und die Aufgabe ist, den Curlingstein so zu werfen, daß er diesem Ziele so nahe als möglich komme und daselbst liegen bleibe. Bei der Schwere der Steine und bei der Glätte des Eises erfordert daher

die Lösung einer solchen Aufgabe sowohl einen großen Grad von Kraft, als auch zu gleicher Zeit eine bedeutende Gewandtheit, Berechnung und Schärfe des Blickes. Und das sind eben die schönsten Volksspiele, bei denen Auge und Arm, Körper und Geist in gleich hohem Grade in Anspruch genommen werden.

Die Marke oder das Ziel heißt „tee“ oder „toesee.“ Dieß Ziel besteht in einem kleinen Loche in dem Eise, um das Kreise von verschiedenem Diameter zum Bemessen der Entfernungen gezogen sind. Auch diese Kreise haben ihre eigenen Kunstnamen, sowie ebenfalls eine gewisse Zickzacklinie, die quer über die Bahn gezogen wird, und welche die Steine, um gezählt zu werden, wenigstens passirt haben müssen. Die ganze Länge der Bahn beträgt gewöhnlich 120 bis 150 Fuß. Es kommt nun darauf an, die Steine dem Ziele so nahe als möglich zu bringen und wo möglich dabei auch noch einen oder einige nahestehende Steine der Gegner auf die Seite zu schieben. Da das Spiel oft von 20 bis 30 Personen gespielt wird, und das Ziel daher rund umher von Steinen umgeben ist, so ist es oft eine sehr schwierige Aufgabe, sich mit seinem Steine durch die engen Zwischenräume durchzuschleichen und doch zu gleicher Zeit auch noch den rechten Stein, dem man im Vorübergehen einen kleinen Stoß geben könnte, herauszufinden. Man kann sich mit einiger Phantasie, auch ohne das Spiel mit angesehen zu haben, leicht denken, welche wundervolle Schüsse, die allen Umstehenden Gelegenheit geben „Beauty! beauty! magnificent! stupendous!“ zu rufen, dabei vorkommen können.

Die Theilnehmer sind in zwei Parteien getheilt, die gegeneinander spielen, und für deren eine sich dann der Sieg erklärt, wenn sie 31 Stöße gemacht, d. h. 31 nächste Steine gehabt hat. Man muß das Genauere über die Regeln des Spiels in „Blaine's Rural sports" oder in „Tegg's Dictionary of Field sports" nachlesen und wird darüber erstaunen, wie genau und im Detail die Engländer Alles in dieser Branche des menschlichen Könnens, sowie in so vielen anderen, ausgearbeitet haben.

Die Bahn, die natürlich glatt und eben wie ein Spiegel sein muß, wird immer mit großer Sorgfalt ausgesucht, gereinigt und gefegt. Sie darf vor allen Dingen keine Längsspalten haben, welche die Kugel natürlich noch mehr abweichen lassen als die Querspalten. Meine Freunde sagten mir, daß viele Herren auch eigene „Curling ponds" (Curlingteiche) hätten, welche für dieses Spiel vorgerichtet seien, und bei denen es möglich wäre, nach Abnutzung und Verderbung der alten Bahn zwei oder drei Zoll Wasser darüber laufen und von Neuem gefrieren zu lassen. Viele dieser Curlingponds sind nur den Winter über Teiche, denn sie werden im Sommer abgelassen und stellen dann „Bowling-greens" (Rasenplätze) vor. Zuweilen überfällt sie die Dunkelheit bei noch nicht beendigtem Spiele, und meine Freunde sagten mir, sie wären dann oft so eifrig gewesen, daß sie bei Fackelschein bis tief in die Nacht hinein fortgespielt hätten. Vornehme und Geringe, Lords, Burghers und Farmers sind gleich eifrig bei dieser trefflichen Uebung, und da auf dem Ring alle sich unter einander gleich sind, — es ist eine Eigenthümlichkeit der Engländer,

daß dieselben Leute, die in gewissen Beziehungen himmelweit auseinander stehen, doch unter gewissen Umständen sich als einander vollkommen gleich betrachten, — so findet man denn auch in den Curlingclubs Leute von allen Ständen unter sich verbrüdert.

Die Curlingclubs sind durch alle Ortschaften Schottlands verbreitet. Der größte und berühmteste dieser Clubs ist der „Grand Caledonian Curling-club“ (der große caledonische Curlingclub) in Edinburgh. Er wurde im Jahre 1838 gestiftet. Der „Duddingston Curling-club“ ist älter und ebenfalls sehr berühmt. Es giebt aber auch ganz alte Clubs. Diese Clubs haben Männer aus den höchsten Ständen zu Präsidenten, und ein Jeder hat sogar seinen eigenen Reverend Mr. So und So als Caplan, der bei feierlichen Gelegenheiten das Gebet verrichtet.

Die Schotten haben, wie gesagt, das Spiel auch in Nordamerika eingeführt, und auf dem Lorenzoflusse sollen sich im Winter zuweilen einige beneidenswerthe Rings ausstecken lassen. Meine Freunde sagten mir, daß in neueren Zeiten eine große Revolution in der Constitution jener Gesellschaften vorgegangen sei. Es sei der Plan, die „keen Curlers“ aller Clubs „from baith sides o' the Tweed“ (von beiden Seiten des Tweed) — es giebt nämlich auch jenseit des Tweed, in England, einige wenige, von Schotten gestiftete Curlingclubs — und von der anderen Seite des St.-George-Canals, sowie auch von jenseit des atlantischen Meeres, zu einer einzigen, großen durch Correspondenz, durch gemeinsame Unternehmungen und durch Journale zusammenhängenden Gesellschaft zu

vereinigen und eine große „Brotherhood of the Ring" (Brüderschaft der Bahn) zu bilden. Neunzig verschiedene Clubs sind dieser Vereinigung bereits beigetreten.

In einem „Annual Report" des Jahres 1842 vom großen „Caledonian Club" finde ich angemerkt, daß die Kinder der Schotten in den nordamerikanischen Colonieen in ihrem Eifer für dieses Spiel so weit gehen, daß die Curlers von Toronto zuweilen die von Montreal, welche beiden Städte 400 Meilen auseinanderliegen, herausfordern: „to play a roaring game" (ein rühriges Spiel zu spielen). „They meet in friendly bonspiels" (sie kommen zusammen zu freundlichen Freudenspielen), und nachher zu „beef and greens" (zu Ochsenbraten im Grünen oder Ochsenbraten mit Gemüse). „Vielleicht werden wir," fährt jener Bericht fort, „nun auch bald ein Mal das Vergnügen haben, unsere Brüder von der anderen Seite des Tweed zu uns herüber kommen zu sehen, von „famous Londontown" (von Londons weltberühmter Stadt) nach „Auld Reeky" (der alten Räucherigen — meine Leser wissen, wer damit gemeint ist) um ihre Hände zu wärmen „at Scotland's ain game o' Curling" (mit Schottlands eigenem ächtem altem Curlingspiel), und nachher ihre Herzen zu erfreuen „wi' ae nicht of true Scotish Curling conviviality" (mit einem Abend ächter schottischer Curlingheiterkeit). Es giebt bei diesen Curlingsoireeen auch eigene alte „Curling-songs" (Curlinggesänge). Der große caledonische Club und, ich glaube, auch wohl andere solche Clubs haben sogar ihre Curlingantiquitäten, z. B. alte Curlingsteine, die in früheren Zeiten gedient haben. Einer der ältesten, von dem ich

hörte, war vom Jahre 1613. Sie sagten mir, sie hätten ihn in einem Moore gefunden.

Ich gebe dieß meinen deutschen Lesern also nur als ein Beispiel davon, wie weit man diese Dinge in England treibt, und welch interessante Beschäftigung das Studium der Sitten und des Charakters dieser großen Nation ist.

Uebrigens ist es bemerkenswerth, daß auch von diesem Spiele gilt, was überhaupt von den meisten Künsten und Erfindungen gilt, daß die Briten nicht ihre Erfinder, sondern ihre Verbesserer waren. Die Flamländer sollen das Spiel in Schottland vor 400 Jahren eingeführt haben. Auch in Paris kann man die jungen Leute auf den öffentlichen Plätzen ein ganz ähnliches Spiel mit thönernen Kugeln betreiben sehen, das jedoch mehr noch dem englischen „Bowling“ (Kugelwurf) gleicht.

Die Curler führten mich zu den Golfern. Denn, wie gesagt, das zweite große schottische Nationalspiel ist der Golf. Auch mit diesem Spiele treiben sie es eben so weit und eben so eifrig, wie mit dem Curling. Auch für den Golf giebt es große und berühmte Clubs in Edinburgh, den „Burnstfields-Links-Golf-Club“, der im Jahre 1761 gestiftet wurde, die „Edinburgh-Burgess-Golfing-Society“, im Jahre 1735 gestiftet, und die „Company of Edinburgh Golfers“, welche, glaube ich, dieselbe ist mit dem berühmten „Edinburgh Thistle-Golf-Club“ (dem Edinburgher Distel-Golf-Club). Man weiß nicht mehr das Jahr, wann diese Gesellschaft gestiftet wurde. Sie führt einen fast eben so vornehmen Titel wie die ostindische Compagnie; denn sie heißt auch „the Honourable Company“, welchen Bei-

satz ich sonst bei keinem bloßen Spielclub gefunden habe. Die Mitglieder dieses Clubs haben, wie manche unserer Schützengesellschaften, ihre eigene Uniform, — Scharlach, Grün und Weiß sind ihre Farben — und der Club führt sein eigenes Wappen. Die Krämer und Schuhmacher von Schottland waren von jeher diesem Spiele auf gleich eifrige Weise ergeben, wie die Könige des Landes, und Carl I. und James II. werden als ausgezeichnete Golfer citirt. Letzterer soll so stark in diesem Spiele gewesen sein, daß ihm Niemand darin gleichkommen konnte, mit Ausnahme eines gewissen Pattersen, eines Schuhmachers von Edinburgh.

Obgleich die Könige persönlich oft dem Golfen mit Leidenschaft ergeben waren, so suchte doch die Staatsgewalt zuweilen diese Leidenschaft bei den Leuten durch Verbote abzukühlen. Ein solches Verbot existirt schon vom Jahre 1457, „damit nicht die Uebung des Bogenschießens, welche der Jugend viel nöthiger sei, darunter leide.“ Diese Verbote halfen aber wenig. Denn im Jahre 1744 votirte die Stadt Edinburgh den Golfern jährlich einen Silberbecher, um darum zu spielen, und jetzt setzen die Gesellschaften zuweilen Medaillen bis zum Werthe von 200 Guineeen aus.

Hat man dieß Alles nun gelesen und gehört, so wird man sich gewiß ein wenig verwundern, wenn man vernimmt, daß es sich bei diesem ganzen Golfspiel um weiter nichts handelt, als darum, einen harten kleinen Ball mit einem Stock in der möglichst geringen Anzahl von Schlägen in ein gewisses in großer Entfernung gemachtes Loch zu treiben.

„Ja, Herr, wenn Sie so wollen, so ist die Sache

allerdings nicht bedeutend. Aber der große Genuß dabei ist die gegenseitige Aufregung der beiden spielenden Parteien, ihr Eifer, ihre Geschicklichkeit, ihre Anstrengungen. „And then the grand thing is“ (und dann ist die große Sache dabei) die verschiedene Lage des Balls und die verschiedenartigen Hindernisse, die sich bei dieser oder jener Lage darbieten, und die der Spieler, der seinen Ball nur so nehmen darf, wie er gefallen ist, alle berechnen und mit einem geschickten Schlage überwinden muß. — Sehen Sie, kommen Sie her! Sie wollen die Sache kennen lernen. Das freut mich, ich will Ihnen Alles zeigen. Nun hier sind einige von unseren Bällen, wie wir sie brauchen. Sie sind von starkem Leder gemacht. Es ist nicht einerlei, welches Leder man nimmt; doch darüber will ich Ihnen nachher noch etwas sagen. Das Leder wird zuvor eingeweicht und zwar in kochendem Wasser. Denn nur so kann ein fester Ball daraus gemacht werden. Das Innere des Balls wird mit Federn ausgestopft, die mittels einer sehr ingeniös erfundenen kleinen Maschinerie sehr fest hineinpracticirt werden. Doch dieß können Sie am beßten bei einem der Ballmacher der Edinburgher Clubs sehen. Wenn Sie nach Edinburgh zurückgehen, dürfen Sie nicht versäumen, zu einem derselben zu gehen. Gehen Sie zu Mr. W. & S. Gourlay, das sind die Ballmacher des Brunstfield-Links-Golf-Club. Es sind sehr gefällige Leute, und sie werden Ihnen Alles genau zeigen. Ich kann Ihnen aber auch noch eine andere Adresse geben. Doch nun sehen Sie. Das Leder des Balls muß nachher noch mit verschiedenen Lagen von weißer Farbe überstrichen werden. Man nimmt

dazu Bleiweiß. Das Weiß unterscheidet sich am beßten von dem Grün und von den anderen Farben des Feldes. Und dann giebt diese Farbenbedeckung dem Ball erst die rechte gewünschte Härte. Das Bleiweiß muß sehr rein sein, „and exceedingly well laid down“ (und sehr vorsichtig und hübsch aufgetragen werden). Der Ball muß mehre Male damit bedeckt werden. Jedoch muß jede frühere Bedeckung erst ganz trocken sein, ehe man eine neue auflegt. Dieß ist durchaus nöthig; sonst ist der ganze Ball verdorben! Aber Mr. W. & S. Gourlay werden Ihnen das Warum davon noch weiter auseinandersetzen. Wir haben hier zu viel zu thun! — Ach, mein Gott! Mary, mache doch die Stubenthür zu! Dieser Herr will gern das Golfspiel kennen lernen, und die Kinder machen einen Lärm, man hört kaum sein eigenes Wort.“ (Ich war nämlich mit meinem Freunde in seinem Hause, — Mary war seine Frau, — und ich bemerke nur hiebei, daß ich keine Novelle schreibe, sondern einfach und genau die Dinge und Personen nach dem Leben zeichne).

„So! das war also der Ball. Nun müssen Sie unsere Schläger, die „Clubs“ oder, wie wir Schotten sagen, die „Kolbes“ kennen lernen.“ (Ich bemerkte meinem Freunde dabei, daß wir dasselbe Wort im Deutschen hätten, worüber er sich außerordentlich freute und worauf er die Vermuthung aufstellte, daß wahrscheinlich der Name des „Golf“ selber weiter nichts als das verdorbene „Kolbe“ sei). „Sehen Sie, hier habe ich eine ganze Menge davon. Sie laufen, wie Sie sehen, in der Hauptsache ihrer Form alle auf Eines hinaus, obgleich sie alle etwas verschieden sind. Ein jeder besteht aus einem 3 bis 4 Fuß langen Stock mit einem

etwas gebogenen Kopf, den wir „Knob“ nennen. Ich kann Ihnen die Figur, damit Sie es nicht wieder vergessen, mit ein paar Strichen auf dieß Papier zeichnen. Sehen Sie so:

Das ist einfach. Aber großer Gott! das Ding recht zu machen, das ist ungeheuer schwierig. Der Knob muß die rechte Biegung haben, darf nicht zu schwer und nicht zu leicht sein, und der Stock muß eine gewisse Elasticität und große Stärke vereinigen. Die Hölzer, aus denen der Stock zusammengesetzt wird, müssen sehr gut gewählt werden. Inwendig ist der Stock mit Blei gefüllt, und auf seinem Rücken muß zur Vergrößerung seiner Stärke noch eine Platte dicken Horns aufgesetzt werden. Ich habe, wie Sie sehen, der größeren Eleganz wegen Elfenbein darauf. Ich habe das Spiel gern; bin einmal an meine Kolbs gewöhnt und scheue mich daher auch nicht, etwas darauf zu verwenden, um sie so gut als möglich zu haben. Der Stock selbst muß, wo man ihn anfaßt, mit Seide stark umsponnen sein. Ich lasse meinen darüber auch noch zur Zierde mit Sammet und goldener Litze besetzen. An dem glatten Holze würde die Hand abgleiten.“

„Jetzt bitte ich Sie, die verschiedenen Formen meiner Kolben zu betrachten. Einige sind bloße dicke Knäufe. Sie werden gebraucht, wenn der Ball auf völlig ebenem Boden liegt. Andere sind etwas löffelartig, mehr oder weniger schief

ausgehöhlt; sie dienen dann, wenn der Ball aus einer Furche oder sonstigen Vertiefung herauszuholen ist. Er muß daraus mit einem Schlage zu gleicher Zeit geschickt emporgehoben und weiter geschlagen werden. Einige sind, wie Sie bemerken, kürzer und haben einen dickeren Kopf, und mehre von ihnen sind sogar ganz aus Schmiedeeisen gemacht. Diese letzteren werden dann gebraucht, wenn ein sehr heftiger Schlag nöthig ist, z. B. wenn der Ball etwas im Sande vergraben liegt oder sonst. Sie haben alle verschiedene Namen. Doch ich will Ihnen nachher die Adresse des beßten Kolbenmachers in Edinburgh, des Mr. D. Macewan, geben, der auch der Kolbenmacher jenes Ihnen bereits genannten Clubs ist. Versäumen Sie ja nicht, wenn Sie nach Edinburgh zurückkehren, sogleich zu ihm zu gehen. Der Mann weiß überhaupt noch Manches von den Regeln unseres Spiels."

„Wenn ein kleiner loser Stein vor meinem Balle liegt", unterbrach ich hier meinen Freund mit einer Frage, „ist es dann nach den Regeln des Golfs erlaubt, diesen Stein ein wenig auf die Seite zu schieben?"

„Ah, schön! — Das ist gut gefragt! Ueber diesen Fall herrschen verschiedene Ansichten und Gewohnheiten. Einige Clubs erlauben dieß, andere aber gebieten streng, daß die Sachen gerade so bleiben, wie sie sind. — Nach den Gesetzen einiger Clubs ist es sogar erlaubt, unter Umständen den Ball aus einem Loche oder einer Furche, die so tief ist, daß es unmöglich sein würde, ihn mit den Kolben herauszubringen, mit der Hand hervorzunehmen und senkrecht in die Höhe zu werfen und ihn dann zu schlagen, — natür-

lich jedoch unter gewissen Nachtheilen. Andere Clubs jedoch sind strenger und erlauben dieß nicht, selbst wenn man jenen Nachtheilen sich unterziehen wollte. — Aber nun kommen Sie! kommen Sie! (ich war schon längst da) jetzt will ich Ihnen das Spiel selbst zeigen, so gut es hier bei Licht in diesem Zimmer angeht. Ach mein Gott, wie schade! Können Sie denn nicht noch ein paar Tage hier bleiben? Ich würde einige Freunde für morgen einladen, und wir würden morgen auf die Nord-Inch hinausgehen und Ihnen dort ein Spiel vormachen. Es befinden sich jetzt gerade einige unserer „leading men“ (leitenden Männer) hier. Und unsere Golfer von Perth gehören gerade mit zu den ersten in Schottland. Aber es zieht Sie nach unseren Hochlanden? Nun wir müssen aus der Noth eine Tugend machen. Aber wenn Sie nach Edinburgh zurückkommen, versäumen Sie doch ja nicht, gleich nach Musselburgh hinauszufahren; da sind vortreffliche Spieler, und wenn Sie dort ein paar Tage bleiben, werden Sie gewiß Gelegenheit finden, irgend ein gutes Spiel mit anzusehen. Auf den „Links“ (einem großen Spielfelde bei Leith) wird auch manches schöne Golf gespielt, und eben so auf den Links bei Edinburgh und gleichfalls auf dem „Green“ bei Glasgow. Unsere Perther Inches übertreffen aber alle anderen Spielgründe.“

„Da nehmen Sie einen Club in die Hand. Ich werde auch einen nehmen, und denken Sie sich, daß wir beide die beiden spielenden Parteien seien. Jede Partei kann aus so vielen Personen bestehen, als sie will. Jeder Mitspieler hat seinen Burschen mit allen seinen verschiedenen Kolben hinter sich herlaufen, aus denen er sich dann den heraussucht, den

er gerade zu seinem Schlage nöthig hat. — Nun stellen Sie sich vor, daß dieß Zimmer die Links von Leith oder die Inches von Perth seien. Dort sei das Loch (er bezeichnete eines mit einem Stücke Kreide). Aber o! die Stühle und Tische hindern uns. He, Mary! laß einmal die Buben herein. — Jungens! schafft die Stühle, Tische und das Sopha bei Seite!"

„O ich bitte, machen Sie sich doch nicht so viele Umstände!"

„Ne, ne, ne, bitte, bitte, bitte!"

Wir leerten das ganze Zimmer aus, und bis auf das Gras hatte es eine ziemlich große Aehnlichkeit mit der Nord-Inch. Auch die Thüren einiger benachbarten Zimmer wurden noch aufgemacht, und wir hatten so eine gehörig lange Bahn, die überall mit Lichtern erleuchtet wurde. — „So, nun schlagen Sie aus! gerade auf das Loch zu. Aber wir müssen hier Alles ein wenig en miniature machen, und auch die Schläge nur sachte geben."

Die ganze Explication sollte nun erst recht angehen. Aber ich muß gestehen, sie endigte beinahe mit diesem Anfange. Mein erster Ball flog gleich in die Torfasche des Kamins und befand sich dort in einer sehr kritischen Lage. Mein Freund forderte mich auf, mir zu denken, daß die Asche irgend eine Sandanlagerung des Spielfeldes, und die darum liegenden Torfstücke Boulderstones seien. Und über diesen Fall hatte er so Vieles zu bemerken, — in welche Gunst oder Ungunst er mich setzte, — mit welchem Club ich den Ball am beßten herausholen könnte, — ob ich das Recht hätte, die Asche etwas zu beseitigen oder nicht, und unter welchen Nachtheilen, — was nun besser für mich sei, die Nach-

theile zu nehmen oder den Schlag auf gut Glück zu wagen, und dabei waren seine Bemerkungen mit so vielen eigenthümlichen schottischen und Golfspiel-Ausdrücken untermischt, als mit „tee“, mit „holing“, mit „caddy“, mit „putters“ und anderen solchen Worten, deren Bedeutung ich nicht entziffern konnte, — daß ihm in seinem Eifer zuletzt ganz heiß wurde und der Schweiß auf die Stirne trat. Mir wurde immer dunkler vor den Augen meines Verstandes. Ich ließ endlich mit meinen Nachforschungen nach und gab meinem Freunde vollkommen Recht, daß das Spiel doch nicht so einfach sei, wie ich anfangs geglaubt hätte, und wir beide sanken müde und matt auf das Sopha, welches die Buben unterdessen wieder hereingetragen hatten.

Am Ende schrieb er mir trotz meiner Protestation einige Empfehlungsbriefe an berühmte schottische Golfer und gab mir mehre Nachweisungen in Bezug auf Schriften, aus welchen ich mich über das Spiel genau belehren könnte.

Man findet in England überall solche Leute, die dem, der aufrichtig Belehrung sucht, die gründlichste und beßte zu Theil werden lassen. Dieß kommt daher, weil diejenigen, welche sich dort mit einer Sache beschäftigen, gewöhnlich ganz mit derselben vertraut sind und dieselbe mit vollem Eifer betreiben. Dabei ist die Vorsicht der Leute bemerkenswerth, mit der sie sich hüten, über solche Dinge zu urtheilen und zu belehren, auf die sie sich nicht perfect verstehen. So richtete ich an meinen Golfer auch noch einige Fragen über das Curling-Spiel. Aber obgleich er wahrscheinlich zehn Mal mehr davon wußte als ich, so wich er doch einer Antwort aus und sagte: „In curling I have but done very little!“

(im Curling habe ich nur sehr wenig gethan) und ich wage nicht darüber zu urtheilen. Aber ich will Sie noch, wenn Sie es wünschen, zu einigen erfahrenen Curlern unserer Stadt führen!" — Dieß that er, und ich vernahm hier Manches, von dem ich schon oben meinen Lesern Einiges mitgetheilt habe.

Die Goldschmiede von Perth sind ihrer sauberen Arbeiten wegen berühmt, und ich besuchte einige derselben und fand diese Künstler nicht weniger gefällig und beflissen als die Golfer und Curler, mir die Geheimnisse und Producte ihrer Kunst zu zeigen. Die Anwesenheit der Königin und die Feste, die ihr gegeben wurden, hatten in dieser Zeit ihre Thätigkeit viel in Anspruch genommen, und in Folge der Manie für schottische Kleidung und national-schottischen Schmuck, welche nach der Rückkehr der Königin aus Schottland in ganz Großbritannien erwachte, so wie in Folge der verschiedenen Bestellungen von hübschen Sachen, die noch als Geschenke an Diesen oder Jenen gegeben werden sollten, hatten sie um diese Zeit ihre Läden mit allerlei interessanten Arbeiten gefüllt. Auch Schottland rühmt sich wie Irland einst nicht unbedeutende Goldbergwerke besessen zu haben, wie denn überhaupt eigentlich jedes Land einen gewissen Glanz und Ruhm darein zu setzen scheint, daß auch Gold in ihm gefunden werde, obgleich dieß eigentlich gar nichts Besonderes ist, da Gold, eines der am allermeisten verbreiteten und gemeinsten Metalle auf Erden, fast überall in der Natur gefunden wird, nur selten leider in gewünschter Quantität. Auch Perlen finden sich in einigen schottischen Flüssen, wie ebenfalls in den Flüssen vieler anderen Länder.

Das, was die schottischen Goldschmiede von einheimi-

schen Nationalgaben dieser Art aber am meisten gebrauchen, sind die verschiedenen schönen Steine und Krystalle, welche die schottischen Gebirge bergen, und insbesondere die schon oben von uns genannten Cairngorms. Die schönsten Achate, Mandelsteine, Carneole, Jaspis und Rauchkrystalle werden in verschiedenen Gegenden Schottlands gefunden, z. B. gleich bei Perth an dem Berge, auf welchem das Schloß Kinnoul steht, alsdann an dem hohen Ben=Lawers im oberen Thale des Tay, ferner besonders bei jenem Berge Cairngorm weiter im Norden. Die Berge stecken voll davon. Die Leute haben aber keine Anstalten, um den Steinen in dem Berge selber nachzugraben, sondern sie suchen und sammeln nur die, welche schon die Natur gelöst hat, und die in den kleinen Berg= und Felseinschnitten unter Steintrümmern liegen. Diese Bergeinschnitte, welche durch den ablaufenden Regen oder kleine Quellen und Bäche entstehen, und welche, so wie die darin fließenden Gewässer selbst, von den Schotten „Burns" oder „Brooks" (Brüche) genannt werden, bemerkt man an vielen schottischen Bergen in großer Anzahl. Auch sehr schöne Topase und Berylle sucht und findet man in dem zerfallenen Granitgebröckel dieser Brooks. Die Berylle von Invercauld, sagten mir die Goldschmiede, seien die beßten. Invercauld ist der Sitz des Chieftains des berühmten Clans Invercauld und liegt 10 deutsche Meilen von Aberdeen. Die Schäfer, die in den wilden Bergen wohnen, sammeln die Steine gewöhnlich auf ihren einsamen Spaziergängen in den Burns, indem ihre Schafe nebenher das frische Gras abweiden. Die Berylle sind oft mit den Cairngorms verbunden; und einer meiner Goldschmiede

zeigte mir eine allerliebste kleine Merkwürdigkeit, die er zu einer hübschen Arbeit benutzt hatte, nämlich einen Beryll, der in einen Cairngorm eingedrungen zu sein oder um den sich dieser vielmehr zum Theil herumgebildet zu haben schien. Eine interessante und beachtenswerthe Bemerkung, die ich von diesen Goldschmieden hörte, ist die, daß die Rauchkrystalle (eben diese Cairngorms) im Osten von Schottland mehr Farbe haben und oft ganz dunkel sind, während sie nach dem Westen oder vielmehr Südwesten hin bleicher werden. Bei Killin am Tay, dem westlichsten Orte, wo sie vorkommen, sind sie vollkommen weiß.

Die Königin Victoria trug auf dem Balle, den ihr der Marquis von Breadalbane auf seinem Schlosse gab, einen großen schönen Cairngorm als Agraffe zur Festhaltung des Plaid auf ihrer Schulter. „Highland-Brooches" (Hochlandbrochen) sind dasjenige Geschmeide, welches man bei diesen Goldschmieden am häufigsten sieht. Gewöhnlich sind diese Brochen — wenigstens die jetzt modigen — so gemacht: ein kleines goldenes Andreaskreuz, auf dem eine blühende Distel (das Wappen von Schottland) liegt, sitzt in der Mitte eines Kranzes von schottischen Steinen, die in Silber gefaßt sind. Man hat aber auch noch sehr altmodige Brochen, die von jenen Hochland-Damen getragen wurden, von denen Dr. Johnson erzählt, daß sie als gewöhnliche Aussteuer eine gewisse Anzahl von Kühen bekamen, die reichen 20 oder 30. „Aber auch 10 Kühe und selbst 2", sagt Dr. Johnson, „werden in einigen Gegenden schon als eine nicht ganz schlechte Aussteuer betrachtet." — Es muß hie und da noch solche Damen geben, da, wie

meine Goldschmiede mir sagten, noch hie und da jene alten Brochen gekauft werden. Unter diesen alten Highland-Brooches kommt eine sehr häufig vor, die „Mary Queen of Scotch Brooch". Es ist ein goldenes lateinisches M mit einer Distel und einer Lilie zur Seite und ebenfalls von einem solchen Steinkranze umgeben. Ich denke mir, daß es noch immer einige patriotische Herzen giebt, die für jene Mary zärtlich schlagen. Höchstwahrscheinlich wird es auch, obgleich ich sie nicht bemerkte, noch Prince-Charlie-Brochen geben. Denn obgleich wir in unseren Geschichtsbüchern lesen, daß es in der Schlacht von Culloden mit den Stuarts und mit dem schottischen Gegenstreben gegen England ein Ende nahm, und obgleich wir in den folgenden Jahren der Geschichte den Prinz Charlie und Alles, was damit zusammenhängt, vergessen, so dürfen wir doch nicht glauben, daß dem in Schottland so sei. Es wird noch beständig in diesem Lande mit Zärtlichkeit und Liebe vom „bonny Prince Charlie" gesprochen, und ein Reisender daselbst kann nicht vermeiden an ihn täglich sich zu erinnern.

Prinz Charlie ist für viele patriotische Schotten gewissermaßen der letzte Strahl der schottischen Unabhängigkeits-Sonne, und da er nicht König ward, so strahlt er sanfter, milder und auf längere Zeit in die schottischen Herzen hinein als der Glanz mancher früheren Königskrone.

„Fareweel to a' our Scotish fame,
„Fareweel to our ancient glory!
„Fareweel e'en to the Scotish name,

„Sae fam'd in martial story!
„Now Tweed rins to the ocean
„To mark where England's province stands!*)

singt Burns von der Union mit England. Und obgleich solche Gesänge keine so praktische Bedeutung mehr haben, wie ähnliche Gesänge von Thomas Moore in Irland, so haben sie nichtsdestoweniger eine große poetische und so zu sagen ethnographische.

Auch einige sehr prächtige „Highland-Dirks“ (Hochland-Dolche) sah ich hier, wie sie zum vollständigen Hochland-costüme eines schottischen Chieftains gehören. Es ist mit diesem Dolche gewöhnlich ein Besteck von Messern und Gabeln verbunden, eine eigenthümliche, für die Clanchieftains, die sich ihr Brod und Fleisch sehr oft mit dem Dolche und Schwerte eroberten, sehr charakteristische Verbindung. Jene brillanten Widderhorn-Schnupftabackdosen, die man auch viel in den Läden der Goldschmiede sieht, erwähnte ich schon. Bei den Versammlungen der Hochschotten liegen diese „Snuff-mulls“ gewöhnlich auf dem Tische und kreisen in der Gesellschaft herum, wie die Trinkhörner. Ich kann noch hinzusetzen, daß auch die schottischen Regimenter solche vaterländische Snuffmulls gewöhnlich in ihren Meßrooms haben. Dieselben Leute, die so zärtlich mit der Schnupftabacksdose thun, sprechen doch oft von der Tabackspfeife,

*) Ein Lebewohl allem unserem schottischen Ruhm, ein Lebewohl unserer alten Glorie! Ein Lebewohl selbst dem schottischen Namen, so bekannt in der Kriegsgeschichte. Nun rinnt der Tweed zum Ocean, um zu bezeichnen, wo Englands Provinz beginnt.

wie von dem verabscheuungswürdigsten Dinge von der Welt.

Alle diese schönen Dinge und noch viele andere kaufen sich die edlen und nicht edlen Bewohner der Hochlande in der schönen Stadt Perth, deren Läden mit allen Luxussachen herrlich versehen sind, — und allen diesen schönen Dingen, die ich sah, und sehr vielen anderen interessanten Sachen in Perth, die ich leider nicht zu sehen bekam, sagte ich am anderen Morgen ein Lebewohl, ich muß sagen mit dem größten Widerstreben. Denn wenn eine Stadt eines längeren Aufenthaltes werth ist, so ist es Perth, „the Auld“ (die Alte), „the Fair“ (die Schöne), „the Saint“ (die Heilige) — denn sie heißt auch „Saint Johnston“ (Sanct Johnston) von der Hauptkirche, die dem heiligen Johannes geweiht ist. Viele schottische Städte haben wie Perth einen doppelten Namen. Meistens ist aber der eine Name aus einer Abkürzung des anderen entstanden. So heißt z. B. Aberbrothwick meistens nur Arbroth, Linlithgow nur Lithgow ꝛc.

X.

Von Perth nach Dunkeld.

„Weel *), sir, have you seen fair Perth-town? (nun, mein Herr, haben Sie gesehen schön Perth-Stadt) ha! ha! ha!" fing am anderen Morgen, den schottischen Dialekt nachahmend, der Irländer an, welcher neben mich auf demjenigen Wagen zu sitzen kam, der seine „Out- and inside pasengers" nach dem Norden entführen sollte. „Have you seen the bonnie lasses of Perth?" (Haben Sie auch gesehen die hübschen Madeln von Perth?). „Garls **) call them the cockneys (Garls nennen sie die Cockneys). Ha! ha! ha!" — „Bless my heart! and weel they are! (Gott segne mein Herz, und wahrlich sie sind gut!) Und fromm und religiös dazu; denn diese Schottinnen, wenn sie mit den jungen Schotten zusammenkommen, so sprechen sie von nichts als von der „unity of peace" (Einheit des Friedens),

*) Schottisch statt „well."
**) Statt „girls."

von der „glory of heaven“ (der Glorie des Himmels), von der Bibel, von der Kirk, und bei alledem überschleicht sie die Liebe, und die Heirath ist bald fertig. Ha! ha! ha!“ — „Scht! scht! Sprechen Sie nicht so laut! Es sitzen ein paar Schotten neben uns, und die könnten es übel nehmen.“ — „Oho, das macht nichts! Die Schotten wissen einmal, daß wir Irländer von Haus aus halbe Heiden sind und verloren für diese und jene Welt. Auferwachsen sind wir in der Finsterniß des Katholicismus und inmitten der „errors of popery“ (der Irrthümer des Papstthums). Sie nehmen von uns nichts übel. Ha! ha! ha! Es ist kalt, Herr! „Will you not take a dramm of Toddy?“ (Wollen Sie nicht einen Dramm Toddy nehmen?) „A splendid stuff is toddy? Is it not, sir?“ (Das ist ein splendider Stoff, der Toddy! Ist es nicht so, Herr?) Vielleicht drückte mein Gesicht, als ich sein Anerbieten annahm, keine Beistimmung aus. „Bless my eyes! In the name of wonder! (Gott segne meine Augen! Im Namen des Wunders!) Was für ein Gesicht machen Sie, ha! ha! ha! O, Herr, wir dürfen heute Toddy nehmen und kutschen und in die Welt hineinreisen; denn wie Sie wissen, es ist ja heute ein „lawful morning“ *), ha! ha! ha!“

---

*) „A lawful morning“ (ein gesetzmäßiger Morgen oder Tag) heißt in Schottland ein solcher, an dem man den Gesetzen nach arbeiten und reisen darf, d. h. also ein Wochentag. Die Sonn- und Feiertage sind nicht „lawful“. „Every lawful morning goes the coach from Perth to Dunkeld“ (jeden gesetzmäßigen Morgen geht die Kutsche von Perth nach Dunkeld), so kündigen die schottischen Postmeister die Stunde ihrer Reisegelegenheit an.

Ich hatte meine wahre Noth mit diesem beständig sich, seine Augen, sein Herz, im Namen der Wunder und im Namen noch anderer Dinge segnenden Irländer, der meinen ernsten Schotten sehr anstößig sein mußte; denn je weniger diese lachten, desto mehr schien dieß meines Irländers Lachlust noch zu kirren. Man erkennt die Irländer in Schottland sogleich, wie die weißen Schafe unter den schwarzen. Vor uns auf dem Platze neben dem Kutscher saß ein Schotte, einen grauen Plaid über den Schultern, ganz still und steif und ohne ein Wort zu sprechen. Bloß wenn wir bei einigen Wanderern oder Feldarbeitern vorüberkamen, da sah ich ihn eine Bewegung machen und ein paar Papierchen auf die Straße werfen, welche diese Leute auffingen. Ich glaubte anfangs, er sei ein Chirurg, Arzt oder so etwas, der auf diese Weise seine Adresse unter die Leute brächte. Aber nachdem er auch mir einige von seinen Papieren gegeben hatte, sah ich, daß es kleine Gebete und kurze religiöse Betrachtungen waren, eine jede auf ein besonderes Blättchen gedruckt. Sie waren verschiedenen Inhalts, und eine jede Sorte war in ein besonderes Päckchen zusammengebunden. Je nachdem ihm die Leute zu sein schienen, griff er bald in diese, bald in jene Tasche und holte bald dieß, bald jenes Päckchen hervor. Bei jedem Dorfe machte er sich schon im Voraus fertig und legte seine Packete auf dem Schooße zurecht. Und wo er Leute vor der Thür, Kinder auf der Straße oder arme sauer arbeitende Steinpflasterer am Wege bemerkte, da fing er erst an, durch einen lauten Ruf sie auf sich aufmerksam zu machen, und ließ dann ein paar Papierchen hinaus flattern. Die Arbeiter rafften sich

von ihrer schweren Arbeit auf, um die Zettel aufzunehmen und zu sehen, was es wäre, die Kinder sprangen lustig in die Luft und haschten darnach wie nach herabschauernden Blüthen und schienen dann Alles eifrig durchzustudiren.

Ich las ebenfalls einige von diesen Papieren und bewahrte sie mir auf. Und obgleich ich mich hier enthalten will, einige derselben wiederzugeben, weil sie auf eine gar zu wunderliche Weise von heiligen Dingen handeln und weil es den Anschein haben könnte, als wolle ich mich über sie lustig machen, so muß ich doch frei bekennen, daß ich über ihren Inhalt nicht wenig erstaunte und daß ich nichts weniger als überzeugt bin, daß solche Schriften auch nur das geringste Gute stiften könnten. Die darin abgehandelten Dinge waren mir so vollkommen unverständlich, daß, wenn ich sie auch nicht gerade als das Werk der Finsterniß bezeichnen will, ich doch sagen muß, daß nicht der geringste gesunde Menschenverstand darin zu finden war und daß folglich das Fundament alles Lichts darin fehlte, und daß ich glaube, daß weder Gott mit Wohlgefallen auf diese Dinge herabsah, noch auch, daß diesen armen schwer arbeitenden Leuten und diesen kleinen zerlumpten Kindern irgend ein Tröpfchen Himmelstrost damit in den Becher ihrer Leiden geträufelt wurde.

Da mein Reisegefährte so viele Tractätchen hatte, so bemerkte ich ihm, daß ihm seine Liberalität wohl sehr theuer zu stehen kommen müßte. „Ach, mein Herr!“ antwortete er, „ich kann ungefähr rechnen, daß mir das Hundert der Blätter im Durchschnitt nicht höher als einen Sixpence zu stehen kommt.“

Es war die Inverneß-Kutsche, mit der wir fuhren, und der Weg, den diese nimmt, geht anfangs eine gute Strecke

im Thale des Tay hinauf. Aus einer waldigen und parkischen Umgebung blickte von dem höheren jenseitigen Ufer des Flusses der alte schottische Krönungsplatz Scone hervor. — Wir kamen bei einigen Schlachtfeldern vorbei, die so alt sind, daß selbst, glaube ich, keine Geister und Manen der gefallenen Helden mehr darauf hausen. Und endlich gelangten wir zu der „Highland-mouth“ (Hochland-Mündung) von Dunkeld. Hier verließ ich die Kutsche, die nach Norden weiter ging, um von Dunkeld aus meinen Ausflug in die Hochgebirge mit einer Gig und später zu Fuß weiter fortzusetzen.

Bevor wir jedoch zu diesem Punkte gelangten, kamen wir nahe bei einem Walde vorbei, der auch in Deutschland berühmt ist, nämlich „Birnam-forest“, von wo aus die Soldaten Malcolm's, wie man sagt, sich mit Zweigen versahen, um gegen Macbeth zu marschiren. Ich wäre gern in diesem Walde ein wenig spazieren gegangen, wenn nur überhaupt noch ein Wald da wäre. Allein die Leute versicherten mir auch hier, es gäbe beinahe nichts mehr von diesem Forste als den Namen. Die Gegend, die Birnam-Wald genannt wird, liegt in der Nähe jener bezeichneten Hochland-Mündung und erstreckt sich an den Vorbergen der Hochlande hinauf. Es giebt daselbst noch einen Hügel, welcher „Duncan's Hill“ (Duncan's Hügel) genannt wird, weil daselbst dieser unglückliche König Hof gehalten haben soll.

Hinter Birnam-Forest verengt sich das Thal des Tay bedeutend. Man fährt eine ganze Strecke durch eine Art von Schlucht oder Berg-Engpaß, den aber die Leute „the mouth“ (den Mund) nennen. Es ist hier die Stelle, wo

der Tay, durch eine Schlucht sich drängend, die Hochlande verläßt und in die Ebene zu seinem weiteren Laufe hinaustritt. In der Entwickelung des Tay ist hier dieselbe Stelle bei Dunkeld, wie in der des Tay bei Crieff, die wir oben anmerkten, und wie in der des Shee bei Blair-Gowrie und in der des Teth bei Callander oberhalb Stirling. Bei allen diesen Orten sind verschiedene „Mouths of the Highlands.“ Man tritt durch jenen besagten Engpaß und kommt in eine kleine Bergweitung, in deren tiefem reizendem Busen das Städtchen Dunkeld gerade in der Mitte liegt. Man ist nun durch die Pforte eingetreten und befindet sich in den Highlands, in dem Districte jener Schotten, die auf dem Wappen der Perthischen antiquarischen Gesellschaft stehen, und denen das Motto: „a Romanis invicti“ (von den Römern nicht besiegt) beigefügt ist. In der That, der in diesen wenigen Worten ausgesprochene Gedanke ist der erste, der mich immer, obgleich aus so entlegener dunkler Ferne, mit Macht ergreift, wenn ich irgendwo die Gränze des Römerreichs überschreite. Diese „intrepiden Militairs", wie ich sie einmal in einem alten deutschen Buche aus dem vorigen Jahrhundert genannt fand, haben ein Reich gestiftet, dessen Betrachtung, wie es scheint, ewig die Bewunderung der Geschichtsforscher ausmachen soll. Ich tummle mich nun schon einige Jahre an den weiten Gränzen ihres Reiches, die zwischen dem schwarzen Meere und diesen Highland-mouths, über die Walachei, durch Ungarn, Oesterreich, Deutschland und Belgien sich hinziehen, herum und suche überall mit Eifer die Spuren ihrer Gränzwälle und Läger auf, und doch ist es keine Frage,

daß ein Reisender ein langes Leben haben müßte, wenn er eine solche Gränz-Inspection des römischen Reiches um das Ganze herum vollenden wollte. Es giebt nur einen Völkerstamm, dessen Verbreitungsgränzen zu bereisen noch schwieriger sein möchte. Das sind die Leute, welche sich außerhalb der römischen Gränzwälle erhoben, und die erstlich das ganze Reich der Römer eroberten und außerdem auch noch das Reich der Welt dazu, welches die Römer nicht hatten. Diese Leute, die Germanen, eroberten unter Anderem auch die Highlands von Schottland, und wenn die Schotten sagten: „a Romanis invicti", so dachten sie dabei wohl im Stillen: „a Germanis victi."

Mein lustiger und gottloser Irländer nahm in Dunkeld von mir Abschied, indem er mir sagte: „Well, sir, now you are in the Highlands, the Cockneys say the ilands, as if it were Islands" (nun, Herr, jetzt sind Sie in den Highlands, die Cockneys sagen Eilånds, als wenn es lauter Inseln wären). Die Londoner Cockneys lassen nämlich fast überall da das „H" aus, wo es steht, und sonderbarer Weise setzen sie gewöhnlich da eines hin, wo es nicht hingehört. So z. B. sprechen sie „Islands" (Inseln) umgekehrt wie „Highlands" (Hochlande) und sagen z. B. „the Highlanders of Newzealand", was ungefähr auf „die Hochschotten von Neuseeland" hinausläuft. Es ist eine sonderbare, aber fast unerklärliche Erscheinung, daß es eine ganze Menge Völker giebt, die das „H" ebenso regelmäßig da auslassen, wo es hingehört, als sie es da hinsetzen, wo es nicht hingehört. Die Letten z. B. sprechen regelmäßig so: „der Err vom Hause", dagegen „her (statt er) ist nicht zu Hause."

Man hat gesagt, daß die Eintheilung von Schottland in Hoch- und Niederlande eine ziemlich willkürliche und unnatürliche wäre, da eigentlich das ganze Land von Berggruppen durchzogen wäre, und da in dem Theile, den man mit dem Namen der Niederlande begreife, sich in der Kreuz und Quere Gebirge befänden, die an Höhe und Mannigfaltigkeit denen der Hochlande nur sehr wenig nachständen. Dieß ist allerdings wahr. Das, was man jetzt Alles unter Lowlands begreift, vorzüglich das südliche Schottland, ist ebenfalls ein sehr gebirgiges Land und verdient diesen Namen keineswegs in dem Grade, wie die deutschen Niederlande, die ein vollkommen ebenes Land sind.

Nichtsdestoweniger aber ist erstlich die Gränze zwischen dem Hochlande und dem Niederlande Schottlands, im Ganzen genommen, sowohl beim schottischen Volke, als bei den schottischen Geographen merkwürdig genau bestimmt und daher mit einigen Ausnahmen nichts weniger als ein vager Begriff; zweitens hat sich die Abtheilung selbst sowohl in der Natur als in der Geschichte des Landes immer sehr fühlbar gemacht und ist scharf hervorgetreten.

Ich will zuerst die Gränze der Hochlande so angeben, wie sie in Schottland festgehalten wird.

Die schottischen Hochlande beginnen nach der Meinung des Volkes und der Geographen im Westen bei dem Spalte, welchen der Frith von Clyde in das Land macht. Das Land im Norden dieses Frith wird und wurde von jeher zu den Hochlanden gerechnet, die lange Halbinsel, welche mit der Mull von Cantire endigt, die Inseln Arran und Bute mit eingerechnet. Dieß findet man sehr natürlich, wenn man in

diesen Frith hineinsegelt. Denn alles bezeichnete Insel- und Festland ist gebirgig, während die im Süden liegenden Grafschaften Ayr und Renfrewshire vom Meere aus völlig eben erscheinen und es auch größtentheils sind.

Dieß geht so fort bis Dumbarton, welches der letzte nahe hervortretende Berg am Nordufer des Clyde ist. Die schroffen Berge, zwischen denen hier die Gewässer des Loch Lomond ausfließen, bilden ein großes Bergthor, und man sieht dasselbe als eines der Hochlandthore an. Von Dumbarton an wird es auf beiden Seiten des Clyde eben, und die Gränze der Hochlande weicht ins Innere des Landes zurück und folgt überall der Reihe von Bergen, welche von hier an bis Dunkeld in einem merkwürdigen Gegensatz mit derjenigen Ebene treten, die größtentheils vom Strathmore bezeichnet wird. Man sieht von Stirling und von Perth aus, überall in einer langen Linie die Bergreihen sich hinziehen, und als allgemein vom Volk sowohl, als von den schottischen Gelehrten bezeichnete „Highland-mouths“ (Hochlandthore) sind hier Kilmarnock, Callander, Crieff, Dunkeld und Blair-Gowrie zu betrachten.

Von Blair-Gowrie an wird aber, wie es scheint, die Gränze etwas unsicher, indem von hieraus einige Geographen geradezu auf Aberdeen oder Sconehaven losgehen und sagen, daß Alles, was im Norden dieser Linie liegt, noch mit zu den Highlands zu rechnen sei, während andere (ich glaube, entschieden die meisten) mit der Gränzlinie quer über die äußersten Ausläufer der Gebirge nach Osten hinüberschreiten und so mit einem Bogen zum Murray-Frith und zu Inverneß kommen, indem sie den ganzen mehr oder weniger ebenen und niedrigen Küstenstrich im Osten dieses Theiles

von Schottland noch mit zu den Lowlands rechnen. Sehr merkwürdiger, ich glaube aber sehr richtiger Weise wird dann auch noch der ganze schmale Strich Küstenlandes, der sich an dem Frith von Murray und dem Frith von Cromarty herumzieht, sowie die kleine zwischen beiden Friths liegende Halbinsel von Cromarty zu den Lowlands gerechnet. Dieser Küstenstrich, der von den Highlands gesondert wird, ist hie und da kaum eine englische Meile breit, zieht sich von Nairn über Inverneß, Kirkhill, Dingwale, Kiltearn, Taiw, und läuft endlich hinter Edderton ganz schmal geworden zum Frith von Taiw hin.

Dieß ist die wunderliche Gränze der Hochlande, wie man sie nicht nur auf den schottischen Specialkarten genau angegeben, sondern auch vom Volke festgehalten sieht. Alle Theile Schottlands, die von diesen Linien im Norden und Westen liegen, sind Highland, selbst die westlichen Inseln, die Hebriden mit eingerechnet. Und alle Leute, die diese Gegenden bewohnen, sie mögen nun auf den Bergen, in Thälern oder hier und da vorkommenden Ebenen, oder auf den Inseln wohnen, heißen Highlanders.

Blicken wir nun in die Geschichte von Schottland, so macht sich hier diese Gränzlinie, wie gesagt, überall fühlbar. Die bezeichneten sogenannten Lowland-Striche sind diejenigen Gegenden, welche sowohl die Römer als auch später die Sachsen vorzugsweise besaßen, und in denen sie sich am meisten verbreiteten, während Alles, was im Westen und Norden dieser Linie lag, von den celtischen Urbewohnern des Landes behauptet und in einer Reihe zahlloser Schlachten,

die sie vor jenen ihren Hochlandthoren den Römern und den Sachsen lieferten, vertheidigt ward.

So wie in der Geschichte, so zeigt sich auch in der Natur des Landes die bezeichnete Abtheilung wichtig, erstlich insofern, als die Highlands mehr nach Norden, die Lowlands dagegen mehr nach Süden fallen, zweitens insofern, — als die Highlands sich mehr dem großen westlichen Oceane, die Lowlands dagegen mehr dem deutschen Meere zuwenden (beide Umstände influiren bedeutend auf eine Verschiedenheit des Klimas und der ganzen Beschaffenheit der beiden Landestheile), — drittens endlich insofern, weil auch an und für sich die südlichen Landestheile einen ganz anderen Charakter haben als die nördlichen in jener Gränzlinie begriffenen Gebirge. Denn selbst wenn diese Gebirge auch nicht so außerordentlich viel niedriger sind als die nördlichen (die höchsten von ihnen steigen bis nahe an 3000 Fuß hinauf, während die höchsten in den Hochlanden sich bis zu etwas mehr als 4000 Fuß erheben), so haben sie doch durchweg einen völlig verschiedenen Charakter. Die südlichen haben grüne, abgerundete, begraste Gipfel, nicht so viele wilde schroffe Felsenschlünde, Einschnitte, Abgründe und Glens, — mehr Wald, — weniger Heide und Morast.

Alle diese Umstände und Verhältnisse zeigen deutlich und klar, daß sowohl in der Geschichte als in der Natur des Landes ein merkwürdiger und charakteristischer Unterschied zwischen dem Theile von Schottland, den man Highlands nennt, und dem, welcher Lowlands heißt, besteht. Und es kann nur die Frage sein, theils ob man

die Bezeichnung dieses Unterschiedes mit Lowlands und Highlands richtig gewählt habe, theils ob man seine Gränzen gerade in der Linie habe annehmen müssen, in der man sie angenommen hat, — zwei im Ganzen ziemlich unwesentliche Fragen. Denn wo der Unterschied selbst richtig erkannt ist, da kommt es wenig auf den gewählten Namen an. Uebrigens da man mit „Lowlands“ (Niederland) ja nur sagen will, daß ein Land niedriger als ein anderes sei, da man damit nicht gerade andeuten will, daß damit ein ganz ebenes gemeint sein solle, und da nun wirklich die Lowlands weder mit ihren Ebenen, noch mit ihren Bergen so hoch gehen, als die Highlands mit den ihrigen, so kann man nichts Erhebliches gegen den Namen einwenden. Was die Gränze betrifft, so ist es wenigstens von dem südlichen Theile derselben gewiß, daß man sie nicht besser habe festsetzen können, da gerade auf dieser Linie die Gegensätze zwischen dem südlichen niedrigeren und dem nordwestlichen höheren Schottlande sich am schärfsten gegenübertreten.

Einige Schriftsteller haben diese Eintheilung Schottlands, welche nicht von den Gelehrten ausging, ganz verworfen und dieses Land, bloß auf seine äußere Figur sehend, in drei Theile getheilt, in ein nördliches, ein südliches und ein mittleres Schottland. Obgleich auch der Einfluß dieser Eintheilung nicht ganz zurückzuweisen ist, so ist es doch wichtig, daß man vor Allem jene vorgenannte populäre Abtheilungsweise gelten lasse, und es ist daher noch zu bemerken, daß jener verschiedene Charakter zwischen den Lowlands und Highlands ganz durchgeht, d. h. die Low-

lands sind durchweg grüner, fruchtbarer, gras- und waldreicher, ebener oder doch abgerundeter und dabei germanischer als die Highlands, und diese sind umgekehrt durchweg unfruchtbarer, unbevölkerter, morast- und heidereicher, kahler, felsiger, wilder und celtischer als die Lowlands.

Es sprechen sich in beiden Namen die beiden größten und bemerkenswerthesten Contraste aus, welche Schottland darbietet. Jene von der äußeren Figur und von der Zertheilung des Landes durch das Glenmore von Inverneß hergenommene Abtheilung kann nur als eine untergeordnete betrachtet werden. Durch jenes Thal werden die nördlichen Hochlande von den südlichen getrennt. Von diesen südlichen scheiden sich dann noch wieder ab die westlichen, worunter man insbesondere die Hochlande, die in den Inseln und langen Halbinseln von Argyleshire stecken, versteht. „The western Highlands“ (die westlichen Hochlande) ist ein Name, den man sehr oft hört, eben so „the northern Highlands“ (die nördlichen Hochlande). „Eastern Highlands“ (östliche Hochlande) giebt es nicht, d. h. es ist dieser Name als Nomen proprium nicht gebräuchlich, weil im Osten des Landes Alles eben ist, weil sich die Hochlande hier allmählig mit der Ebene verschmelzen, und weil hier im Osten also ihr Bild nicht so als ein bestimmtes deutliches Ganze hervortritt. Auch die südlichen Hochlande sondern sich nicht als ein so leicht aufzufassendes Landesglied ab, und man hört daher auch selten von „southern Highlands,“ als von einer eigenen Abtheilung, sprechen, obgleich es doch natürlich ist, daß es sowohl im Norden des Landes Leute giebt, welche von den südlicher liegenden

Theilen der Hochlande reden, wie es eben so im Westen Bewohner giebt, denen einige Theile der Hochlande nach Osten liegen, und die sie daher als solche bezeichnen.

Die Eintheilung Schottlands in Hoch- und Niederlande ist auch jetzt noch keineswegs eine müssige. Denn abgesehen von dem Naturunterschiede, der ewig bleibt, giebt es noch heutiges Tages einen merklichen Unterschied in der Bewohnerschaft beider Landestheile.

So wie man in die Hochlande tritt, trifft man sofort auf einen anderen Menschenschlag, hört noch hie und da die celtische Sprache und sieht Leute, die nur erst angefangen haben, sich zu germanisiren oder zu anglisiren. Sofort gewahrt man im Lande den Schatten der alten Clans, hört von Chieftains sprechen und kommt in unbebaute und wilde Striche. Die Highlands, obgleich sie die bei Weitem größere Hälfte von Schottland einnehmen, enthalten doch eine sechs Mal geringere Bevölkerung als die Lowlands, nämlich nur 400,000 Seelen und sind also im Durchschnitte wahrscheinlich sieben bis acht Mal spärlicher bevölkert. Auch in politischer Beziehung hat die Highlandgränze noch jetzt einige Bedeutung, nämlich in Bezug auf die Branntweindestillation, welche in den Highlands anderen Gesetzen unterworfen ist als in den Lowlands. Die sogenannte „Boundary of the Highland Distillery" (die Gränze der Hochlandsdestillation), die man auf den meisten schottischen Specialkarten verzeichnet findet, weicht nur um ein Weniges von der eigentlichen Hochlandgränze ab.

XI.

Dunkeld.

Dunkeld — gleich ein alter celtischer Name — und ein Ort rund umher von Gebirgsgegend nun nicht mehr in der Ferne, sondern ganz in der Nähe umgeben, und schon der Sitz eines Clanhäuptlings, des Herzogs von Atholl nämlich, welcher das Haupt des großen Clans Murray ist. Ein Herzog von Atholl, ich glaube, der drittletzte, war ein großer Baumpflanzer. Man sagt, er habe 45,000 Morgen Landes mit Bäumen besäet, und die Zahl der von ihm gepflanzten Bäume beträgt nicht weniger als zwölf Millionen. Andere versichern, es seien fünfzehn Millionen. Es ist daher kein Wunder, daß insbesondere die Nachbarschaft seines Wohnsitzes sich rund umher von schönen Bäumen überschattet zeigt. Diese herrlichen Bäume, die Berge, die sich zu einem Kessel formiren, die dunkeln Felsen, die daraus hervorspringen, der reizende krystallklare Fluß Tay, der sich mit grünen Anlanden dazwischen hindurchwindet, das Highland-Mouth, das den Weg und Blick in die Lowlands hinausführt, dieß Alles giebt dem Orte äußerst anziehende Reize.

Die Stadt selbst ist sehr freundlich und hübsch. Der Park und die Wohnung liegen hinter ihr. Auf dem Thorwege des Parks prangt, wie dieß bei den britischen Baronen und Herzögen gewöhnlich ist, das Wappen der Familie, und man liest darunter das merkwürdige Motto des Murray-Clans: „Furth fortune and fill the fetters" (Fördere dein Glück und fülle die Ketten, d. h. tritt so vielen Gefangenen und Sclaven als möglich auf den Kopf und stehe auf diese Weise groß da). Die Herzöge von Atholl sind in Schottland sehr berühmt. Nur die Herzöge von Buccleugh und von Argyle stehen hierin ihnen gleich. Meinen Lesern wird es vielleicht interessant sein, einmal alle die Erbtitel eines solchen schottischen Großen zu vernehmen, um sie mit unseren böhmischen und österreichischen zahllosen Erbtiteln vergleichen zu können.

Der älteste Titel der Familie ist „Baron Murray of Tullibardine," wie denn überhaupt in Schottland immer die Baronstitel älter sind als die Herzogstitel. (Die jüngsten Barone sind so alt wie die ältesten Herzöge. Der jüngste schottische Baron ist von 1690, und nur ein Herzog ist älter als 1643.) Die anderen Titel sind folgende: „Earl of Tullibardine, Earl of Atholl, Marquess of Atholl, Viscount of Balquhidder, Baron Murray Balvenie and Gask, Duke of Atholl, Marquess of Tullibardine, Earl of Strathtay and Strathardle, Viscount of Glenalmond and Glenlyon." Dieß sind diejenigen Titel, welche die Murrays in der Peerage von Schottland haben. In der Peerage von England, d. h. von Seite des Königs von England wurden sie zu „Barons Strange of Knockyn" gemacht. In der Peerage

14*

von Großbritannien (in the peerage of Britain), d. h. nach der Vereinigung der beiden Königreiche England und Schottland, wurden sie „Earls Strange and Barons Murray of Stanley." Unter aller dieser Last von Erbtiteln steckt im eigentlichen Kerne weiter Niemand als „John Murray;" dieß ist nämlich der persönliche Grund- und Kernname des ersten Herzogs. Unter diesem Namen steht er im Taufregister und vor Gott, — im Leben heißt er gewöhnlich der „Herzog."

Ich ging mit einem alten Manne vom Clan Murray, der als Führer meine Schritte leitete, in dem Parke jenes Herrn spazieren. Dieser Mann sprach von nichts als vom „Duke." Ihr Duke ist den Murrays Eines und Alles in der Welt. „Dieß ist natürlich, Herr!" sagte mein Alter. „For every Duke of Atholl has a great swing in this country, in carrying elections, you know, gentlemen getting in situation and in such things." (Ein Herzog von Atholl hat immer einen großen Schwung in diesem Lande, Sie wissen, wenn es gilt, die Wahlen zu leiten, Jemandem irgend eine Stelle zu verschaffen, und in solchen Dingen.) Der Herzog scheint ihnen so groß, daß sie um die Häupter des Königreichs nicht einmal gut Bescheid wissen. So hielt mein Alter steif und fest den Prinzen Albert für einen Prinzen von „Wämir" oder „Wehmir." Er hatte einmal etwas von Weimar gehört. Ich belehrte ihn endlich, daß es ein Prinz von Coburg sei. „Nun, der Name thut nichts zur Sache, Herr," sagte er, „das Beßte ist, „that this country is so very much pleased with your countryman" (daß dieses Land

so großes Wohlgefallen an Euerem Landsmanne findet). „He is such a quiet, nice and gracious man“ (er ist so ein hübscher, ruhiger, gütiger Herr). „He does not meddle with politics at all“ (er mischt sich gar nicht in die Politik). „And a gentleman he is too“ (auch ist er ganz ein Gentleman).

Der berühmte Dr. Johnson, der im Jahre 1773 eine Reise durch Schottland und nach den Hebriden machte, sagt, daß ein Baum in diesem Lande eine so große Seltenheit sei, wie ein Pferd in Venedig. Nun Dank sei es dem Herzog von Atholl und mehren anderen solchen eifrigen Baumpflanzern, die in neuerer Zeit aufgetreten sind, dieß ist jetzt nicht mehr wahr. Dr. Johnson fügt hinzu, daß fast alle Bäume, die er in Schottland gesehen, ihm ganz kürzlich gepflanzt zu sein schienen. Es muß daher, da man jetzt so vielerwärts schöne Haine in Schottland findet, in dieser Beziehung in dem letzten Jahrhundert eine außerordentliche Thätigkeit geherrscht haben. Selbst in dem allernördlichsten Landende giebt es noch große Forsten, so den Forst von Dirry-Meanach und den Forst von Tarfe, welcher letztere sich bis ans Cap Wrath hinerstreckt. Man kann in Schottland, wie in Irland, eine zweimalige Bewaldung und eine zweimalige Waldlosigkeit bemerken. Zuerst war natürlich das Land nackt, als es aus dem Meere hervortauchte. Alsdann besamte es sich über und über mit schönem Walde, und so bewaldet fanden es die Römer. Als Beleg dafür haben wir theils die Berichte dieser Römer, theils den Umstand, daß selbst in den baumlosesten Districten von Schottland, selbst auf den beinahe völlig öden

Hebriden noch die schönsten Baumstämme in Sümpfen und Morästen, wie in den irischen Bogs, sich finden. Jene alte Bewaldung schwand aber im Laufe der Jahrhunderte durch die schlechte Wirthschaft und Pflege der Menschen, bis unsere neuere Zeit, diese Göttin mit hundert Brüsten, diese Pflegerin von tausend Künsten, auch wiederum Wald über Schottland heraufgeführt hat. Es ist offenbar das Schönste, was man dem Lande schenken kann. Denn wenn Dr. Johnson's Ausdrücke auch nicht auf das Ganze mehr passen, so giebt es doch noch überall ziemlich große Striche, auf die sie buchstäblich anwendbar sind, und das Land könnte immerhin noch ein paar Dutzend solcher für Waldpflanzung leidenschaftlich eingenommener patriotischer Herzöge von Atholl brauchen.

Keinen Baum sah ich in dem kleinen Theile der Hochlande, durch den ich kam, so häufig angesäet, als die Lärche. Die Schotten glaubten anfangs, daß dieser Baum nur in einem südlichen Klima wachsen könne, bis der Herzog von Atholl ihnen das Gegentheil bewies. Die ersten Lärchen, welche hierher kamen, wurden im Jahre 1737 von Tyrol, wo es besonders in den Bergen des Etschthales die herrlichsten Waldungen von diesem schönen und nützlichen Baume giebt, eingeführt. Sie wurden anfangs in Blumentöpfen gehalten und dann auf dem Rasenplatze vor der Wohnung des Herzogs angepflanzt, wo ich sie jetzt zu großen schönen hohen Stämmen erwachsen sah. Mein Führer sagte mir, man habe berechnet, daß der eine davon nicht weniger als 396 Cubikfuß Holz enthalte. Ich erinnerte mich bei diesen beiden Lärchen der beiden Cy-

pressen in der Krim, welche die Stammväter aller Cypressen jenes Ländchen sind. Derselbe Herzog von Atholl lebte noch so lange, um mehre der von ihm gepflanzten Lärchen als Schiffsholz in einer Fregatte von 36 Kanonen in die Welt segeln zu sehen. Dem Baumpflanzer wird leider selten eine solche Freude zu Theil, weßhalb es auch von Privatpersonen für ein undankbares Geschäft gehalten wird und eine Sache ist, der sich vor Allen der Staat annehmen muß, der ein längeres Leben hat als das Individuum. Wie die Lärche, so sind überhaupt die meisten Bäume in Schottland aus der Fremde eingeführt worden, der einheimischen Bäume giebt es sehr wenige, und von den wenigen auch nur wenige Species, und von diesen wenigen Species nur wenige Exemplare.

Dunkeld war sonst der Sitz eines Bischofs und ganz nahe bei dem nicht großen Hause, das die Herzöge von Atholl hier besitzen, sieht man die Ruinen einer schönen Cathedrale. Dunkeld und mehre andere solche an der Gränze der Hoch- und Niederlande gelegene Orte waren die Herde der Cultur, von denen aus das Licht der Religion und Wissenschaft in die Hochlande eindrang. Es werden Bischöfe von Dunkeld erwähnt, welche Missionäre, die des Erse kundig waren, ins Gebirge aussandten, dort zu predigen, ähnlich wie die Mönche auf jener berühmten Insel an der westlichen Küste von Schottland, auf Jona, die, von Irland kommend, auf der anderen Seite der Hochlande sich angesiedelt hatten und Ausflüge und Missionsreisen von da ins Innere machten. Die Bischöfe hatten aber oft nicht geringe Schwierigkeit, ihre Besitzthü-

mer und Rechte gegen die benachbarten Clans zu behaupten. „Doch ist es zugleich interessant," sagt Herr Chambers, „zu bemerken, wie die Schrecken der Kirche zu jener Zeit ihren Einfluß auf die abergläubischen und halbunterrichteten Häuptlinge dieser Clans auszuüben nicht verfehlten. Die Bischöfe zwangen dieselben, oft nur kurze Zeit, nachdem sie den Prälaten und seine Vasallen mit dem Schwerte in der Hand angefallen oder sein Vieh gestohlen und seine Scheuern verbrannt hatten, in härenen Hemden zum Altare zu kommen und sowohl des Himmels als auch Seiner Lordschaft Verzeihung anzuflehen."

Ich wollte, daß einmal Jemand alle die verschiedenen höchst merkwürdigen und interessanten Züge und Ereignisse aus der Geschichte der Clans zusammenstellte. Eine Geschichte jedes einzelnen Clans zu schreiben, wäre theils nicht möglich, theils würde sie auch nicht wichtig und interessant genug sein. Aber eine Classification und Zusammenstellung aller der bekannten Ereignisse dieser Geschichte wäre höchst interessant, und es könnte daraus ein ganz eigenthümliches Gemälde dieses sonderbaren Zustandes der menschlichen Gesellschaft entstehen.

Es kommen hier z. B. Züge vor, wie folgende: Ein gewisser Clan lebte mit einem anderen in ewigem unversöhnlichem Hader, während ein anderer Clan umgekehrt mit einem anderen durch stete Freundschaft verbunden war. Bei dem einen Clan genügte es, den Namen eines gewissen Clans zu führen, um unter allen Umständen gut aufgenommen zu werden. Es kommt hier die Erscheinung vor, daß ein Clan sämmtliche Mitglieder eines anderen Clans

in erbliche Sclaverei brachte. Manche Clans hatten eine äußerst despotische Verfassung, wie die in den Hebriden, bei anderen war die Verfassung milder. Höchst merkwürdig wäre bei einer solchen Abhandlung noch die Untersuchung, wie es kam, daß bei allen den Streitigkeiten der Clans unter einander nie einer über alle anderen das Uebergewicht bekam, und sich keine größeren Staaten formirten. Sollte dieß bloß von der Gebirgsnatur des von ihnen bewohnten Landes herrühren?

Die Clans, welche in der Nachbarschaft von Dunkeld herum wohnen, sind folgende: die „Mac Kays," die „Mac Inzies," die „Stewarts," die „Mac Inroys" und die „Donnachys" oder „Robertsons." (Ich möchte wissen, woher es kommt, daß einige Clans germanisch-englische Namen haben.) Alle diese Clans kamen von ihren Bergen herunter, als die Königin und Prinz Albert hier waren. Auf dem großen schönen grünen Platze in der Nähe des kleinen Hauses der Atholls war ein Zelt für die Königin errichtet, wo sie ein Luncheon einnahm. „Aecht*) pipers" (acht Dudelsackpfeifer) waren auch dabei. „Lord Glen Lyon, who had capital spirits, had hundred men of his own" (Lord Glen Lyon, der vortrefflich gelaunt war, commandirte hundert seiner eigenen Männer). Dieser Lord ist der zukünftige Herzog von Atholl. Die anderen Clans waren, jeder mit seinem Chieftain, alle in „Highland-dress" (Hochlandtracht) da. Jeder Haufe hatte seine Pipers. Auch auf

*) Schottisch statt „eight."

der schönen vom alten Herzog von Atholl erbauten Brücke waren Pipers aufgestellt, die Königin zu begrüßen. „The Queen reviewed all the clans most famously“ (die Königin inspicirte die Clans auf eine ausgezeichnete Weise) und ging an der ganzen Reihe herunter, die Leute freundlich grüßend. Es muß ein wunderhübscher Anblick gewesen sein, diese lebendige, farbige, königliche Scene auf dem schönen Grüne des Parks. Jetzt war Alles einsam und mäuschenstill. Die Blätter fielen von den Bäumen, die Clans steckten ruhig in ihren Bergschluchten, und die Herzogin von Atholl, noch vor wenigen Wochen die Bewohnerin dieses Ortes, war schon zum ewigen Frieden entschlafen. Sie war nämlich kurze Zeit nach dem Besuche der Königin erkrankt und gestorben.

In dem Wirthshause von Dunkeld, einem schönen Gasthofe, nahm ich mir nun einen einspännigen „Gig“ und verfolgte damit die Spur des königlichen Paares den Tay hinauf. Ich konnte nichts Besseres thun als dieß. Denn die Route, welche die Königin Victoria und Prinz Albert bei ihrer Reise in den Hochlanden verfolgten, bietet einige der schönsten Hochlandpunkte dar, viele Schotten sagen, geradezu d i e schönsten. Diese Route ging über Aberfeldy, Kenmore, den noblen Sitz des noblen Marquis von Breadalbane, am Loch Tay hin, über Killin zum Loch Earn und dann zurück. Es ist dieß eine der fashionablen Touren in Schottland, oder geradezu „the fashionable rout.“ Und jetzt, da die Königin sie bewandelt hat, wird sie dieß noch um so mehr sein, und ohne Zweifel, so hoffen auch alle Leute am Wege, wird

sich nun in diesem und den nächsten Jahren ein Strom von Besuchern dieses Weges ergießen. Die Grafschaft Perth, zu der noch alle jene Punkte gehören, ist eine der drei größten in Schottland, wie die Grafschaft Cork die größte in Irland und wie die Grafschaft York die größte in England ist. Sie hat von den 16 Millionen Acres der Oberfläche Schottlands nicht viel weniger als zwei Millionen inne, und sie gewährt auf diesem Flächenraume die schönste und größte Mannigfaltigkeit von Lowland- und Highland-Scenery.

XII.

Von Dunkeld nach Taymouth-Castle.

Ich hatte mir einen Kutscher geben lassen, der des Gälischen mächtig war, und dieser Mann unterrichtete mich unterweges etwas in dieser Sprache, die weit weniger geschriebene Literatur hat als ihre Schwestersprache, das Erse der Irländer, weil diese letzteren, die Irländer, früher eine ihnen eigene Bildung und Literatur besaßen, während die schottischen Highlanders beständig in ihrer barbarischen Wildniß lebten und erst jetzt mit Hülfe des Englischen civilisirt werden.

Mein Kutscher sagte mir, der Clan, aus dem er wäre, heiße „Dschuer,“ es seien nur noch wenige von diesem Stamme und Clan vorhanden. Ich fragte ihn, ob er wohl alte ersische Gesänge wisse, und er sagte mir unterwegs mehre derselben vor. Ich verstand natürlich kein Wort davon, und als ich ihn fragte, was der Inhalt wäre, antwortete er: „All these songs contain a great deal about love and in that way“ (alle diese Gesänge enthalten ein gut Theil von Liebe und in dieser Weise Aehnliches).

„Now they do not make up so much poetry as in the olden time“ (Jetzt machen sie nicht mehr so viele Poesie als in der alten Zeit). Ich fragte ihn ferner, wie sie unter sich auf Gälisch den Herzog von Atholl nennten. Er erwiderte: „Kean na Murrich“ (das große Haupt der Murrays).

Die Kartoffeln, die erst in neueren Zeiten in den schottischen Hochlanden eben so wie die Rüben bedeutende Fortschritte machen, nennen sie hier „puntaht“ *), wahrscheinlich das verdorbene englische Wort „patatoes.“ „Tohl-puntaht“ **) heißen die kleinen Gruben, welche man hier bei jedem Hause sieht, und in denen sie ihre Kartoffeln aufbewahren. Auf Englisch heißen sie „Patatoes' pits.“ Zucker, auf Englisch „Sugar,“ haben die Hochschotten in „Suchkars“ ***) verwandelt.

Sehr interessant war es mir, hier der Heimath des jetzt in der ganzen Welt so berühmten Wortes Punsch auf die Spur zu kommen. Mein Freund behauptete nämlich, daß „Punch“ ein gälisches Wort sei. „Believe me, sir!“ sagte er, „punch is right out of the bottom of the Gaelic.“ (Glauben Sie mir, Punch kommt so recht mitten aus dem Busen des Gälischen.) Ich weiß nicht, woher das Wort kommt. Die vielen ähnlichen Worte im Englischen („punch,“ ein Hanswurst, „punch,“ ein Meißel, „puncheon,“ ein Weingefäß ꝛc.) könnten

*) Nach Armstrong's Lexicon geschrieben: „buntat.“
**) Nach Armstrong geschrieben: „Toll-buntat.“
***) Nach Armstrong geschrieben: „Sucar.“

vermuthen lassen, es gehöre zu der Verwandtschaft jener Worte, die von dem französischen „poinçon“ herkommen. Foyer in seinen Reisen versichert, daß „Punch“ (das Getränk) ein indisches Wort wäre, das die Anzahl der Elemente bedeute. So aber ist gewiß, daß das Wort „Punch,“ so wie auch die Sache, hier in jeder Highlandhütte bekannt ist, während bei uns Beides doch nur in denjenigen höheren Cirkeln gebräuchlich ist, in denen man Schiller's Punschlied zu würdigen versteht. Uebrigens besteht hier die Sache selbst nicht aus so vielen Elementen wie der Schiller'sche Punsch. Es ist weiter nichts als ganz einfach warm Wasser und Branntwein, und statt der Citronen und des Zuckers etwas Torfgeschmack (the smell of the peat-reek) dabei. Dieser „peat-reek“ (schottisch: Torfrauch) steckt schon vom Malze her darin und kommt daher, daß das Malz mit Torf getrocknet wird.

Was mich besonders verwunderte, war, daß nach der Behauptung der Leute, ich habe sonst leider gar keine Autorität dafür, die in den schottischen Niederlanden gebräuchlichen Namen für die Hochländerkleidung gar nicht gälisch seien. Sie gaben mir folgende gälische Namen für jene Ausdrücke. Ich schreibe sie gerade so, wie die Leute sie aussprechen. Ich beobachtete genau ihre Lippen und ließ sie die Worte ein halb Dutzend Mal deutlich pronuntiiren. Der Plaid, sagten sie, heiße auf Gälisch „Präclık-kan,“ der Kilt „Fehl,“

der Tartan aber „Catha.“ Ich habe diese Worte jedoch in keinem gälischen Lexicon finden können.

Alle Berggehänge, die wir passirten, waren jetzt im Herbste mit röthlichen und gelblichen Lärchenbäumen bedeckt, — lauter schönen Werken des Herzogs von Atholl. Früher war hier Alles steinkahl. Dazu rollten wir auf einer wunderschönen Chaussee dahin. Ich kann nicht aufhören, mich darüber zu verwundern, welche große Umwandlung mit Schottland vorgegangen ist, wenn ich das Land, wie es jetzt ist, mit dem vergleiche, wie es früher war. Es giebt in dieser Beziehung keine interessantere Lecture als die schon erwähnte Reisebeschreibung des Dr. Johnson*), der seine Reise, wie gesagt, vor 70 Jahren machte, und der das Land geradezu wie ein barbarisches schildert und ungefähr in einem Tone davon spricht, wie wir von der Krim oder einer ähnlichen Gegend reden. Er reiste meistens zu Pferde, Hütten waren seine Nachtquartiere, Haferbrod seine Nahrung, Morast und Felsen seine Wege, unwissende simple Bergbewohner seine Reisebegleiter. Jetzt hat man gute Wege die Kreuz und Quer, gute Gasthöfe in Menge. Nicht nur alle Küstenpunkte, sondern auch die Inseln, die Hebriden, die Orkneys, die Shetlands, seit 1834 sogar das entlegenste St. Kilda, sind mit dem Hauptlande von Schottland durch Dampfschiffe in ein merkwürdig ausgesponnenes Netz von Verbindungen gebracht. Man

*) Es ist diesem Gelehrten aber nicht in allen Stücken zu trauen, da er, wie viele Engländer, ein großer Scotophobe war.

blicke auf Schottland, wie es im Anfange des vorigen Jahrhunderts war, und vergleiche es mit dem Schottland unserer Tage, und man nehme einen Zweig der menschlichen Thätigkeit, einen Theil der menschlichen Haus- und Staatswirthschaft, den man wolle, so wird man die Sachen in jener Zeit so klein und jetzt so groß finden, daß man beinahe Mühe hat, sowohl an jene Kleinheit, als an die jetzige Größe zu glauben. Man vergleiche die Quantität der Bevölkerung, die Größe der Landesrevenueen, man vergleiche den Zustand der Nationalbildung, des Ackerbaues, der Gartencultur, man untersuche jeden einzelnen Zweig, den Wege- und Canalbau, den Luxus, die Architectur, kurz, man wähle, was man wolle, und man wird finden, daß Alles jetzt wenigstens zehn, Manches zwanzig Mal größer dasteht. Man findet Schottland, wie es vor hundert Jahren war, so winzig klein, daß man, aus unseren jetzigen statistischen Zahlengesichtspunkten die Sache gesehen, kaum begreift, warum man schon damals überhaupt dieses Land einer Erwähnung in der Geschichte werth hielt. Es lavirte hinter allen Staaten Europas her, und jetzt segelt es, wie eine rasche Dampffregatte, mitten unter den ersten Nationen der Welt, und manches große europäische Linienschiff muß die Manöver dieser Fregatte beobachten und sie nachahmen. Ueber 1700 Jahre lang konnten die Worte Virgil's: „Penitus toto divisos orbe Britannos“ hinsichtlich der Schotten vollkommen gelten. Erst seit 100 Jahren sind diese Worte auf ein Mal in volle Bedeutungslosigkeit versunken.

Daß es übrigens in Schottland noch viele Dinge giebt,

welche von diesem eiligen Dampfschiff-Geschwindschritt nicht fortgerissen werden, und die gerade so sind, wie sie waren und sein werden, versteht sich wiederum von selbst. Denn in jedem Lande erfahren wir Aehnliches. Mitten in Deutschland noch jetzt solche Bauerngehöfte zu finden, wie die Römer sie sahen, würde, glaube ich, nicht schwer werden. Bei Rom in den Apenninen leben die Räuber und Hirten ohne Zweifel um kein Haar oder doch nur um ein Haar anders als zu Horazens Zeit. Man gehe in die inneren Provinzen Frankreichs, und man wird dort altgallische Dinge erblicken, die wahrscheinlich schon Cäsar gerade so dort sah. So erblickten wir hier an unserem Wege in den Bergen kleine Hütten, die gerade so aussahen, wie die Wohnungen der alten Ossianischen Picten und Scoten ausgesehen haben mögen. Sie waren mit Heidesträuchern bedeckt, die daran hie und da sehr unordentlich herunterhingen. Heide, auf Gälisch „frooch“, ist hier durchweg die gewöhnliche Bedachung. Die Häuser sind damit gedeckt und eben so die „Stacks“ (die Heu- und Getreideschober), und eben so waren auch die Ehrenpforten, welche man unterwegs der Königin Victoria und dem Prinzen Albert errichtet hatte, gleichfalls alle aus Heide gebaut und die Anfangsbuchstaben beider hohen Häupter aus Heide gewunden. Vor den kleinen Hütten sieht man hie und da eine wohlbeschnittene kleine Pechtanne („spruce fir“ nennen sie die Schotten) stehen, wie vor den Hütten der Irländer beschnittene Hagedornbüsche. Jenseit der Frooch-Hütten auf den Bergen lag hie und da Schnee (gälisch: „snechk“). Dieses Wort ist sonderbarer Weise eines von denen, die man in allen

Sprachen Europa's hat, in den romanischen sowohl als in den germanischen, in den celtischen sowohl als in den slavischen. Nur wird zuweilen vorn der Zischlaut oder hinten der Gaumenlaut weggelassen.

Als ich in Aberfeldy ankam, fing es schon an, etwas dämmerig zu werden, und ich hatte nicht mehr Zeit genug, den berühmten Wasserfall in der Nähe des Ortes zu besehen. Doch war noch Licht vorhanden, das hübsche Lied zu lesen, das Burns auf jenen Wasserfall gemacht hat. Dieses Lied heißt: „Die Birken von Aberfeldy", und die Schönheit desselben besteht hauptsächlich darin, daß der Dichter, während er eigentlich den Wasserfall malt, sich immer an die Birken wendet, die darüber hängen, und uns den Hauptgegenstand seiner Betrachtung so gewissermaßen in das Grün der Birken eingerahmt zeigt. Natürlich gehört dann auch noch eine „bonny lass" dazu, mit welcher der Dichter unter jenen Birken, an jenem Wasserfalle sitzt, und an die er sich nach jedem Verse mit einem wiederkehrenden Refrain wendet. Nicht nur die Birken von Aberfeldy, sondern auch Kenmore und Killin und mehre andere schöne Punkte an dieser Route am Tay hinauf hat Burns, welchen Walter Scott den beßten schottischen Dichter nennt, in reizenden Liedern besungen.

Man kann diese Dichtungen von Burns hier und überhaupt in ganz Schottland so wenig entbehren wie die von Thomas Moore in Irland. Beide sind lyrische Dichter, beide lieben ihr Vaterland, beide haben in ihrem Lande in kurzer Zeit eine außerordentliche Popularität erlangt. In Irland hat sich mit jeder schönen Naturscene, mit jeder historischen Erinnerung irgend ein Moore'sches Lied so ver-

webt, daß man jener Sache kaum gedenken kann, ohne auch sofort des Liedes zu erwähnen. Gerade so ist es mit den Burns'schen Liedern in Schottland. Wie kein Irländer der Ruinen von Glendalough erwähnt, ohne mit Thomas Moore zu beginnen: „On the lake, whose gloomy shore“ oder „Let Erin remember the days of old“, oder keiner den König Brien nennen hört, ohne des Moore'schen Liedes zu gedenken: „Remember the glories of Brien the Brave“, eben so, wenn du etwa zufällig in einer Gesellschaft, in welcher ein Schotte gegenwärtig ist, der Schlacht von Bannockburne erwähnest, verklären sich sogleich die Augen deines schottischen Freundes, und lächelnd beginnt er dich zu fragen: „Ach kennen Sie wohl das schöne Lied von Burns“:

„Scots, wha hae wi' Wallace bled,
„Scots, wham Bruce has aften led“ *).

Wünschest du vielleicht einmal das hübsche Burns'sche Lied zu hören, welches so anfängt:

„Nae gentle dames, tho' e'er sae fair,
„Shall ever be my Muse's care;
„Their titles a' are empty show;
„Gie me my Highland lassie, o“ **);

---

*) Schotten, die mit Wallace bluteten, Schotten, die Bruce oft ins Feld führte.

**) Die vornehmen Damen, so schön sie auch sein mögen, sollen nie der Gegenstand meiner Muse sein. Ihre Titel alle sind leeres Gepränge. O, gieb mir mein Hochland-Mädchen!

so brauchst du nur das Gespräch geschickt auf die Hochland-Mädchen zu lenken, und du wirst bald hören, wie irgend ein Schotte in deiner Gesellschaft jenes Lied für sich hin brummt. Hast du aber vielleicht das Burns'sche Lied, dessen erster Vers so heißt:

„The heather was blooming, the meadows were mawn,
„Our lads gaed a hunting, ae day at the dawn,
„O'er moors and o'er mosses and monie a glen,
„At length they discover'd a bonny moor-hen" *),

schon zu oft gehört, oder zweifelst du, wie manche Kritiker thun, daran, daß dieses Lied wirklich von Burns sei, so vermeide es ja, mit einem Schotten über Heidefelder zu gehen, was, wenn ihr etwa eben in Schottland selber spazieren geht, freilich schwer ist; denn sonst wird er dir sogleich noch ein Mal das ganze Lied vortragen.

Man könnte mit dem schottischen Burns und dem irischen Moore auch sehr paßlich den englischen Byron in eine Parallele bringen. Denn alle drei sind neuere lyrische Dichter, die bei der ganzen britischen Nation fast auf gleiche Weise geschätzt und berühmt und besonders in dem ihnen speciell angehörenden britischen Lande vergöttert sind. Alle drei sind entschieden von der Gottheit begabte Genies. Ein Hauptunterschied besteht darin, daß Byron ein so schlechter Pa-

---

*) Die Heide stand in Blüthe, die Wiesen waren gemäht, unsere Burschen gingen jagen vor dem Aufgang der Sonne, über Moräste und Sümpfe und durch manches Thal. Am Ende entdeckten sie eine hübsche Moorhenne. — Natürlich ist diese Moorhenne wieder eine bonny highland lass.

triot ist, was vielleicht damit zusammenhängt, daß England herrschend, gebietend und glücklich an der Spitze der Union steht, während Irland und Schottland als Unterdrückte oder doch Besiegte die poetische zärtliche Liebe und Sympathie besonders erregen. Auch das ist merkwürdig, daß Byron, so wie er das gewaltigere Vaterland für sich hat, so auch das stärkste und umfassendste Genie von jenen dreien ist. Alle drei haben von Schmerz und Melancholie getrübte und zerrissene Herzen. Der wildeste ist Byron, der süß melancholischste der Irländer, aber auch der Schottländer ist oft nicht wenig wild bewegt. Trauernde und schwermüthige Seelen haben die meisten britischen Dichter gehabt. Es ist dieß charakteristisch für die britische Literatur. Es ist merkwürdig, daß in jenem Lande die göttliche Gabe des Apollo die Seelen nicht zu beglücken scheint.

Am meisten durch ihr stürmisches leidenschaftliches Gemüth in sich selbst unglücklich waren Byron und Burns. Thomas Moore scheint, wenn er nicht die Saiten der melancholischen Leier von Erin schlägt, heiterer zu sein. Thomas Moore ist auch in Beziehung auf äußere Glücksumstände wenigstens glücklicher als Burns. Burns war von allen dreien entschieden der Unglücklichste. Denn obgleich seine Gedichte gleich von Anfang herein und noch bei seinen Lebzeiten einen außerordentlichen Erfolg hatten, so thaten doch seine Landsleute nichts Besonderes für ihn. Man mag dagegen und dafür sagen, was man will, und man mag dem wilden Burns selber so viel Schuld dabei geben, als er wirklich haben mag, so bleibt es doch ein Schandflecken für die Schotten, daß sie den Dichter, der sie am meisten entzückt hat, in Noth

und Elend haben sterben lassen. Auf seinem Todtenbette noch war Burns genöthigt, mehre Briefe zu schreiben, um 5 Pfund Sterling aufzutreiben, die er einem „Haberdasher" (Krämer) schuldig war, der ihn ins Gefängniß setzen zu lassen drohte.

Burns hat das Material, welches ihm die schottische Sprache lieferte, so trefflich benutzt, so fein ausgearbeitet und in so vollkommen schöne Formen gebracht, daß man seine Lieder ohne Zweifel zu denen rechnen muß, die „aere perennius" sind. Es ist vorauszusehen, daß alle die Millionen der kommenden Geschlechter sich noch lange eben so daran erlaben werden, wie es die der letzten 50 Jahre gethan haben. Und einen solchen Mann ließ man in Schottland verderben und allerlei Noth leiden. Die folgenden Geschlechter werden die Indolenz seiner Zeitgenossen nicht begreifen, und wenn diese sich auf des Dichters Unarten berufen, so werden Jene sagen: „Konntet ihr denn nicht uns und der Welt zu Liebe ein wenig die Unarten dieses Geistes ertragen? Gab es denn nicht eine einzige wohlmeinende gütige Seele unter euch, die ihm, dem Wilden, nachging und da für ihn sorgte, wo er selber nicht zu sorgen im Stande war? Ja war es nicht für euch, — die ihr Alle wohl wußtet, was ihr, wie die Welt, an ihm hattet, — unter denen er nicht unbekannt lebte, — vor deren Augen und Ohren er sang, eine heilige Pflicht, dieß zu thun?" Allein die Welt ist so beschaffen, daß es sich fragt, ob nicht diese so gutgesinnten Nachkommen selbst gelegentlich einmal wieder auf dieselbe Weise gegen einen Burns ihrer Zeit sündigen werden, wie ihre Vorfahren.

Was Burns besonders vor den beiden anderen neben ihm genannten Dichtern auszeichnete, ist dieß, daß er nicht zu den sogenannten gebildeten Ständen gehörte, daß er keine Erziehung genossen hatte. In früheren Zeiten Schottlands, wo es keine Literatur und keine gebildeten Stände gab, hätte ihm dieß nicht besonders geschadet. Er wäre als einer der eifrigsten Barden mit in die Schlacht gegangen. Jetzt aber mußte ihn dieß natürlich mit der Welt und mit sich selber in Zwiespalt bringen. Denn er wurde nun in die gelehrten und literarischen Kreise gezogen, wo weder seine Sitten, noch seine Kenntnisse ihn erhalten konnten, und wo er doch von der Höhe seines Talentes aus so Viele unter sich erblicken mußte. Als ächter schottischer National-Dichter und als aus der Mitte des eigentlichen Kernes der Nation hervorgegangen bedient er sich auch in seinen Dichtungen des schottischen Dialektes. Dieß mag ihm natürlich in den Augen der Engländer hie und da etwas schaden, während es ihn in den Ohren der Schottländer nur noch höher stellt. Denn wie die Londoner an den Werken von Dickens zum Theil auch bloß deßwegen ein so unendliches und unbeschreibliches Vergnügen finden, weil darin zuweilen gewisse Leute (die Cockneys) vorkommen, die statt „I have“ — „I 'ave“ sagen, und statt „fellow“ — „fellor“ — so finden die Schotten auch zum Theil bloß deßwegen einen so unendlichen und unbeschreiblichen Zauber in den Burns'schen Gedichten, weil er statt „with Wallace“ — „wi' Wallace“, statt „so“ — „sae“, statt „girl“ — „lassie“, statt „fine“ — „bonny“, statt „who“ — „wha“, statt „all“ — „a'“, statt „brave“ — „braw“ etc. sagt. Ich sage „zum Theil“, und es fällt mir

Bayerische Staatsbibliothek München

dabei natürlich nicht ein, hiermit eine geringere Hochschätzung für die wirklich ausgezeichnete Handhabung der englischen Sprache in den Burns'schen Gedichten an den Tag legen zu wollen. Es ist in der That unmöglich, nicht von Bewunderung für diesen ungeschulten Mann ergriffen zu werden, der den nicht eben sehr willigen Stoff der englischen Sprache so geschmeidig, so wohlklingend, so musikalisch und kraftvoll macht, daß es scheint, als habe bei der Wahl seiner Worte und bei der Composition seiner Verse die größte und raffinirteste Kunst vorgewaltet, während es doch nichts als die bloße Natur war, welche seine Schritte leitete. Man betrachte unter hundert noch besseren Beispielen, die wir hätten wählen können, nur die musikalisch schöne, dem Ohre so wohlthuende Folge der Vocale in diesen vier Versen:

„Farewell to the mountains high cover'd with snow;
„Farewell to the straths and green valleys below;
„Farewell to the forests and wild hanging woods;
„Farewell to the torrents and loud-pouring floods."

Die Abwechselung der Laute in den ersten Zeilen ist herrlich, und die Wiederholung desselben Lauts im „loud-pouring" ist kräftig und effectvoll, weil es das wiederholte schallende Wallen der Fluth malt.

Burns hat mit seinen Gedichten hier im Norden jetzt Alles überflügelt. Denn so weit auf den nordischen Inseln die englische Sprache bekannt ist, so weit sind es auch seine Gedichte, und es soll auf den Hebriden und Orcaden Plätze geben, wo von Literatur neben der Bibel weiter nichts existirt als — die Gedichte von Burns.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kohl, Johann Georg,

Reisen in Schottland

Bd.: 1

Dresden [u.a.] (1844)

It.sing. 504 mc-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467171-0